P. o. gall 194 c - 24/25

H. de Balzac's
sämmtliche Werke.
24ster Band.

Die beiden Brüder.

Claudinens Launen.

Quedlinburg und Leipzig.
Druck und Verlag von Gottfr. Basse.
1844.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Die beiden Brüder.

Claudinens Launen.

Von

H. de Balzac.

Aus dem Französischen.

H. de Balzac's sämmtliche Werke.
24. Band.

Quedlinburg und Leipzig.
Druck und Verlag von Gottfr. Basse.
1844.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

I.

Die Descoings und Rougets.

Im Jahre 1792 lebte unter den Bürgern von Issoudun ein Arzt, Namens Rouget, der für einen äußerst boshaften Mann galt. Dem Gespräche der dreistesten Leute nach machte er seine Frau höchst unglücklich, obgleich sie das hübscheste Weibchen in der Stadt war. Vielleicht war diese Frau ein wenig einfältig. Trotz der Nachforschung der Freunde, der Klatscherei der Gleichgültigen und den Afterreden der Eifersüchtigen und Neidischen war das Innere dieser Haushaltung wenig bekannt. Der Doctor Rouget gehörte zu den Männern, von denen man im vertraulichen Gespräche sagt: „Es ist kein gut Kirschenessen mit ihnen.“ Deßhalb schwieg man denn auch bei seinem Leben über ihn, und machte gute Miene.

Diese Frau, eine geborene Descoing, ziemlich siech, als sie noch Mädchen war, für den Arzt, wie man sagte, ein Grund, sie zu heirathen, bekam in ihrem sechsundzwanzigsten Jahre einen Sohn; dann eine Tochter, die zufällig zehn Jahre später kam, als ihr Bruder, und welche, wie man stets sagte, der Vater nicht erwartete. Diese, ein wenig spät gekommene Tochter hieß Agathe. Diese kleinen, so einfachen, so gewöhnlichen Umstände berechtigen einen Schriftsteller zwar durchaus nicht, sie an die Spitze einer Erzählung zu

setzen; sie müssen aber bekannt werden, weil sonst ein Mann von dem Schlage des Doctors Rouget wie ein Ungeheuer, wie ein unnatürlicher Vater beurtheilt werden würde, da er doch nur übeln Neigungen folgte, welche viele Menschen mit dem erschrecklichen Axiome vertheidigen: „Ein Mann muß Charakter haben!" und der das Unglück vieler Frauen verursacht hat.

Die Descoings, Commissionärs in Wollgeschäften, befaßten sich eben sowohl damit, für die Eigenthümer die goldenen Vließe aus Berry zu verkaufen, als damit, dieselben für die Kaufleute anzukaufen und zogen auf diese Weise von beiden Seiten eine Commissionsgebühr. Sie wurden bei diesem Geschäfte reich und waren geizig — die Moral vieler Geschäftsleute.

Descoings dem Sohne, dem jüngern Bruder der Madame Rouget, behagte es in Issoudun nicht; er suchte sein Glück in Paris und ließ sich dort als Gewürzkrämer in der Straße Saint-Honoré nieder. Dies war sein Verderben. Doch was ist davon zu sagen? der Gewürzkrämer wird durch eine Attractionskraft zu seinem Handel hingerissen, die der Repulsionskraft gleich ist, welche die Künstler davon entfernt. Man hat die socialen Kräfte, welche die verschiedenen Berufe begründen, noch nicht hinlänglich studirt; die Untersuchung, warum Jemand, da, wo die ägyptische Kasteneinrichtung, nach welcher der Sohn durchaus das werden muß, was der Vater war, nicht gilt, lieber ein Papierhändler, als ein Bäcker wird, müßte ein sonderbar merkwürdiges Resultat liefern. Dem Descoings war bei der Wahl des Berufes die Liebe zu Hilfe gekommen. Er hatte zu sich gesagt: „Und auch ich will ein Gewürzkrämer werden!" indem er inner-

lich zu sich etwas ganz Anderes sagte, als er seine Principalin, eine äußerst schöne Frau, in die er sich sterblich verliebte, erblickte. Ohne andere Hilfe, als die Geduld und etwas Geld, das ihm seine Eltern schickten, heirathete er die Wittwe seines Vorgängers. Zu jener Zeit machte Descoings vortreffliche Geschäfte und konnte ungefähr vierzig Jahre alt sein.

Die alten Descoings lebten damals noch. Sie trieben zwar den Wollhandel nicht mehr, verwendeten aber ihr Geld auf den Ankauf von Nationalgütern — ein anderes goldenes Vließ! Ihr Schwiegersohn, welcher den Tod seiner Frau vorhersahe, schickte seine Tochter nach Paris zu Descoings, seinem Schwager, theils damit sie die Hauptstadt kennen lernte, theils aus einer andern pfiffigen Absicht. Er wußte nämlich, daß Descoings ohne Kinder waren. Madame Descoings, um zwei Jahre älter wie ihr Mann, befand sich sehr wohl; sie war aber so fett wie ein Krammetsvogel nach der Weinlese, und der verschlagene Rouget verstand von der Medicin genug, um zu vermuthen, daß Herr und Madame Descoing — gegen die Moral der Feenmährchen — stets glücklich sein und niemals Kinder bekommen würden. Dieses Ehepaar konnte Agathen vielleicht liebgewinnen. Aus Gründen aber, von denen er Niemand etwas sagte, wollte Rouget seine Tochter enterben und er schmeichelte sich damit, diesen Zweck zu erreichen, wenn er sie von sich entfernte. Diese junge Person, damals das schönste Mädchen in Issoudun, glich weder ihrem Vater noch ihrer Mutter. Ihre Geburt war die Ursache eines ewigen Zwistes zwischen dem Doctor Rouget und seinem vertrauten Freunde, dem ehemaligen Subdelegirten Lousteau, der vor

Kurzem Issoudun verlassen hatte, gewesen. Wenn sich eine Familie expatriirt, so haben die Eingeborenen einer so reizenden Landschaft, wie Issoudun, wohl das Recht, die Gründe eines so ganz außerordentlichen Benehmens aufzusuchen. Nach den Reden einiger spitzen Zungen sollte Rouget, ein rachtsüchtiger Mensch, öffentlich gesagt haben, Lousteau würde nur von seiner Hand sterben. Im Munde eines Arztes hatte eine solche Rede Gewicht. Als die Nationalversammlung die Subdelegirten abschaffte, zog Lousteau ab und kam nie wieder nach Issoudun zurück.

Seit dem Wegzuge dieser Familie brachte Madame Rouget ihre ganze Zeit bei der eigenen Schwester des Exsubdelegirten, Madame Hochon, zu, welche auf dem Johannismarkte wohnte und sehr eingezogen lebte. Madame Hochon war also die einzige Person, welcher Madame Rouget ihren Kummer anvertraute. Das Wenige, das man davon erfuhr, wurde also nur durch diese Frau und erst nach dem Tode des Doctors bekannt. Das erste Wort dieser armen Frau, nachdem ihr Mann ihr gesagt, er wolle Agathen nach Paris schicken, war: Ich werde meine Tochter nicht wiedersehen. Und sie hat traurigerweise Recht gehabt, sprach damals die achtbare Madame Hochon.

Die arme Mutter ward nun gelb wie eine Quitte, und ihr Zustand strafte das Gerede derjenigen, welche sagten, der Doctor martere seine Frau langsam zu Tode, nicht Lügen. Das Betragen ihres großen Pinsels von Sohne trug noch mehr dazu bei, ihr Leben unglücklich zu machen. Von seinem Vater wenig zurückgehalten, vielleicht wohl gar noch ermuthigt, hatte dieser in allen Stücken dumme Junge weder die Gefälligkeit noch die Ehrerbietung, welche ein Sohn

seiner Mutter schuldig ist. Johann Jakob Rouget glich seinem Vater, aber im Bösen, und der Doctor war doch so schon, weder im Geistigen noch im Physischen sehr gut.

Die Ankunft der schönen Agathe Rouget brachte ihrem Oheime Descoings kein Glück. In derselben Woche oder vielmehr Decade war die Republik proclamirt worden, und Descoings wurde auf ein Wort Robespierre's zu Fouquier-Tinville *) verhaftet. Descoings, welcher die Unklugheit hatte, die Hungersnoth für erkünstelt zu halten, war so dumm, seine Meinung — er dachte nämlich, die Meinungen wären frei — mehreren seiner Clienten und Clientinnen, ganz indem er ihnen diente, mitzutheilen. Die Haushälterin Robespierres, welche Descoings zu seinem Unglücke mit ihrer Kundschaft beehrte, sahe diese Meinung als für Maximilian I **) beleidigend an. Diese ehrsame Bürgerin, die übrigens gar keinen Grund hatte, das Benehmen des Bürgers Descoings gegen sie zu rühmen, und welche die Schönheit der Bürgerin Descoings für eine Art Aristokratie ansahe, verschlimmerte die Reden des Descoings, als sie dieselben gegen ihren guten und sanften Herrn wiederholte, und dieser ließ den Gewürzkrämer unter der gewöhnlichen Anklage des Aufkaufes verhaften.

Als Descoings im Gefängnisse saß, rührte sich seine Frau, um ihm die Freiheit wieder zu verschaffen, benahm sich dabei aber so ungeschickt, daß ein Beobachter, der sie gehört, wenn sie mit den Schiedsrichtern seines Schicksals sprach, hätte glauben können, sie wolle sich seiner auf eine anstän-

---

*) Damals der öffentliche Ankläger.

**) Robespierre hieß mit dem Vornamen Maximilian.

dige Weise entledigen. Madame Descoings kannte Bridau, einen der Secretaire Rolands, Ministers des Innern, die rechte Hand Aller derer, welche in diesem Ministerio einander folgten. Sie sprach Brideau's Hilfe an, um den Gewürzkrämer zu retten. Der völlig unbestechliche Bureauchef, einer jener tugendhaften Gimpel, die wegen ihrer Uneigennützigkeit stets so bewundernswerth sind, hütete sich wohl, Diejenigen zu bestechen, von denen das Schicksal des Descoings abhing — er versuchte es, sie aufzuklären! Die Leute in jener Zeit aufklären, würde eben so viel gewesen sein, als sie um die Wiedereinsetzung der Bourbons bitten. Der girondistische Minister, der damals gegen Robespierre kämpfte, sprach zu Bridau: „Womit befassest Du Dich?" Alle, an welche sich der rechtliche Chef wandte, wiederholten ihm diese rauhe Phrase: Womit befassest Du Dich? Nun gab Brideau der Madame Descoings den weisen Rath, sich ruhig zu verhalten; anstatt aber sich die Achtung der Haushälterin Robespierre's zu erwerben, spie sie Feuer und Flammen gegen diese Angeberin und ging zu einem Conventsmitgliede, das für sich selbst zitterte und zu ihr sagte: „Ich will mit Robespierre davon sprechen." Die schöne Gewürzkrämerin ward durch dieses Wort eingeschläfert und dieser Beschützer erwähnte der Sache natürlich mit keiner Sylbe. Hätte sie der Haushälterin Robespierres einige Brode Zucker und einige Flaschen guten Liqueurs geschenkt, so würde Descoings gerettet worden sein. Dieser kleine Vorfall beweiset, daß es bei Revolutionen eben so gefährlich ist, rechtliche Leute, wie Schurken zu seiner Rettung in Anspruch zu nehmen. Wenn auch Descoings umkam, so hatte er doch wenigstens den Ruhm davon, in Gesellschaft des André Chénier zum

Blutgerüste zu gehen. Damals umarmte sich ohne Zweifel die Gewürzkrämerei zum ersten Male mit der Poesie in Person, denn sie werden stets in geheimen Beziehungen mit einander stehen. Der Tod des Descoings macht viel mehr Aufsehen, wie der des André Chénier: dreißig Jahre sind nöthig gewesen, um zu erkennen, daß Frankreich an André Chénier mehr verloren hatte, als an Descoings. Robespierre's Maßregel hatte das Gute, daß sich die erschreckten Gewürzkrämer bis zum Jahre 1830 nicht mehr mit der Politik befaßten. Der Laden des Descoings war hundert Schritte von Robespierre's Wohnung entfernt; sein Nachfolger machte darin schlechte Geschäfte, und Cäsar Birotteau ließ sich dort nieder. Aber, wie wenn das Blutgerüst dort einen Keim des Unglücks hingeworfen, so ging daselbst auch der berühmte Erfinder des doppelten Teiges der Sultaninnen und des Carminativwassers zu Grunde *). Die Lösung dieses Problems gehört den geheimen Wissenschaften an.

Bei Gelegenheit der wenigen Besuche, welche der Bureauchef bei der Frau des unglücklichen Descoings abstattete, ward er von der ruhigen, kalten, aufrichtigen Schönheit der Agathe Rouget angezogen, und als er wieder kam, die Wittwe zu trösten, die ziemlich untröstlich darüber war, das Geschäft ihres zweiten Mannes nicht fortsetzen zu können, heirathete er zuletzt das reizende Mädchen, dem auch er nicht mißfiel. Der Arzt, entzückt, das die Dinge über seine Wünsche hinaus so aufeinander folgten, weil seine Frau, unbeschadet der Ansprüche seiner Schwägerin, die ein-

---

*) Des Verfassers interessante „Geschichte des Cäsar Birotteau“ giebt hierüber weitere Auskunft.

zige Erbin der Descoings wurde, eilte nach Paris, weniger um Agathens Hochzeit beizuwohnen, als um den Ehecontract nach seinem Willen abfassen zu lassen. Die Uneigennützigkeit und die überschwänkliche Liebe des Bürgers Bridean ließen der Treulosigkeit des Arztes freies Spiel, und er beutete nun auch, wie der Fortgang dieser Geschichte zeigen wird, die Verblendung seines Schwiegersohnes gehörig aus.

Madame Rouget, oder eigentlich der Doctor, erbte also das ganze Vermögen, bewegliches und unbewegliches, des Herrn und der Frau Descoings, Vater und Mutter, welche in einem Zeitraume von zwei Jahren starben. Zuletzt that auch seine Frau dem Doctor den Willen, denn sie starb ums Jahr 1799. Nun hatte er Weinberge, kaufte sein schönes Haus zu Issoudun auf dem Johannisplatze, dem Quartiere der reichen Kauze, dem der Madame Hochon gegenüber, die ihn nicht leiden mochte. Sein vielgeliebter Sohn verstand von Allem Nichts. Vor der Revolution hatte er ihn aus der Schule zu Pont-le-Voy, welche die Brüder vom Oratorium hielten, genommen. Er hatte zwar alle Klassen durchgemacht, aber der Rector hatte an ihm nicht die geringste Fähigkeit, nicht die gewöhnlichste Anstelligkeit entdeckt. Der Doctor bestimmte seinen Sohn zum Stande der Grundbesitzer, und ließ ihn also in Reichthum, Dummheit und Gesundheit aufwachsen, da er gewiß war, daß dieses Kind dadurch immer eben so viel wissen würde, als die Gelehrtesten, indem es sich leben und sterben ließ.

Von 1799 an sagten die Boshaften in Issoudun, Vater Rouget habe ungefähr 30000 Livres Renten. In jener Zeit starb seine Frau und er führte noch ein sehr ausschweifendes Leben, das er nur gezwungen aufgab. Um indeß nicht mit

allen Lastern zu brechen, behielt er die wärmste Freundschaft für guten Wein bei, und ward geizig. Dieser Arzt voll Charakter starb im Jahre 1805, ohne seinen Sohn verheiratet zu haben. Gott weiß, wie damals die Bürgerschaft von Issoudun auf Rechnung dieses Mannes sprach, und wie viele Anekdoten über sein abscheuliches Privatleben in Umlauf gesetzt wurden.

Johann Jakob Rouget blieb Hagestolz aus wichtigen Gründen, deren Erläuterung einen wichtigen Theil dieser Geschichte ausmacht. Sein Cölibat ward zum Theil durch den Docter selbst verschuldet. Alles wird jedoch in dieser Scene an seiner rechten Stelle vorkommen. Jetzt ist es nothwendig, die Wirkungen der Rache zu prüfen, welche der Vater an einer Tochter ausübte, die er nicht für die seinige ansahe, und die, man kann es wirklich glauben — ihm rechtmäßig angehörte. Niemand in Issoudun hatte einen jener sonderbaren Zufälle bemerkt, welche aus der Zeugung einen Abgrund machen, in welchem sich die Wissenschaft verliert. Agathe glich der Mutter des Doctors Rouget. Eben so, wie nach einer alltäglichen Bemerkung die Gicht eine Generation überspringt, und von einem Großvater auf einen Enkel übergehet, eben so ist es nicht selten, daß man siehet, wie es mit der physischen oder geistigen Aehnlichkeit derselbe Fall ist, als mit der Gicht. Das älteste von Agathens Kindern, das der Mutter glich, hatte alle Fehler des Doctors Rouget, seines Großvaters. Ueberlassen wir die Lösung dieses andern Problems dem zwanzigsten Jahrhunderte mit einer schönen Nomenclatur von mikroskopischen Thierchen, und unsre Nachkommen werden vielleicht eben so viele Albernheiten schreiben, als unsre gelehrten Körperschaften bereits geschrieben haben.

II.

Die Familie Bridau.

Agathe Rouget hatte eins von den Gesichtern, die, wie das der Mutter des Heilandes, bestimmt sind, stets jungfräulich zu bleiben, sogar nach der Verheirathung. Ihr Bildniß, das noch jetzt in Brideau's Werkstätte vorhanden ist, zeigt ein vollkommenes Oval, eine unveränderte Weiße, die, trotz ihrem Goldhaar, ohne den geringsten rothen Fleck ist. Mehr als ein Künstler, welcher diese reine Stirn, diesen verschwiegenen Mund, diese feine Nase, die niedlichen Ohren, die langen Wimpern, die tiefblauen Augen voll unendlicher Zärtlichkeit, kurz jenes Gesicht siehet, das den Stempel sanftmüthiger Gelassenheit trägt, bewundert, fragt jetzt unsern großen Maler: „Ist dies die Copie eines Kopfes von Raphael?"

Nie war ein Mann besser inspirirt, als unser Bureauchef, als er diese Jungfrau heirathete. Agathe verwirklichte das Ideal der in der Provinz erzogenen Hausfrau, die nie ihre Mutter verlassen hat. Fromm, ohne Frömmelei, hatte sie keine andere Bildung, als die, welche die Kirche den Frauen giebt; deßhalb war sie denn auch eine vollkommene Gattin im gewöhnlichen Sinne, denn ihre Nichtkenntniß der Dinge des Lebens erzeugte mehr als ein Unglück. Die Grabschrift einer berühmten Römerin: „Sie beschäftigte

sich mit Sticken und Weben und hütete das Haus, bezeichnet treffend diese reine, einfache und ruhige Existenz.

Vom Anfange des Consulates an war Bridau ein fanatischer Anhänger Napoleons, der ihn 1804, ein Jahr vor Rougets Tode, zum Divisionschef ernannte. Bridau bekam nun zwölftausend Franks Gehalt, und außerdem Gratificationen und war deßhalb sehr unbekümmert um die schimpfliche Liquidation, die in Issoudun Statt fand, und durch welche Agathe nichts bekam. Ein halbes Jahr vor seinem Tode hatte der Vater Rouget einen Theil seiner Güter an seinen Sohn verkauft; das Uebrige bekam Johann Jakob theils als Schenkung durch das Testament, theils als Erbe. Ein Vorschuß von 100000 Franks, der Agathen in ihrem Ehecontracte gemacht worden, galt für ihren Antheil an dem Nachlasse ihrer Eltern.

Brideau, welcher den Kaiser abgöttisch verehrte, diente mit sclavischer Aufopferung den gewaltigen Gedanken und Entwürfen dieses modernen Halbgottes, der, da er in Frankreich Alles vernichtet fand, daselbst Alles organisiren wollte. Niemals sagte der Divisionschef: Genug. Projecte, Denkschriften, Berichte, Entwürfe, er übernahm die mühseligsten Arbeiten — so glücklich fühlte er sich, dem Kaiser zu helfen. Er liebte ihn als Menschen, er betete ihn an als Kaiser und litt nicht die leiseste Kritik seiner Handlungen und Projecte.

Von 1804 bis 1808 hausete der Divisionschef in einer schönen Wohnung auf dem Quai Voltaire, einige Schritte von seinem Ministerium und den Tuileries entfernt. Eine Köchin und ein Kammerdiener machten zur Zeit des Glanzes der Madame Bridau ihre ganze Hausdienerschaft aus. Agathe, welche immer zuerst aufstand, ging mit der Köchin

nach der Halle; während der Diener die Zimmer in Ordnung brachte, besorgte sie das Frühstück. Bridau ging stets erst gegen zehn Uhr in's Ministerium. So lange ihre Verbindung währte, fand seine Frau stets dasselbe Vergnügen daran, ihm ein ausgesuchtes Frühstück zu bereiten, die einzige Mahlzeit, welche Bridau Freude machte. Zu jeder Jahreszeit, es mochte Witterung sein, welche es wollte, sahe ihm Agathe, wenn er nach dem Ministerium ging, aus dem Fenster nach, und zog den Kopf nicht eher zurück, als bis er um die Straße Du Bac gebogen hatte. Sie räumte den Speisetisch dann selbst ab, und warf einen Blick auf die Gemächer; dann kleidete sie sich an, spielte mit ihren Kindern, führte sie spatzieren oder empfing ihre Besuche, während sie Bridau's Rückkehr erwartete. Wenn der Divisionschef dringende Arbeiten mit nach Hause brachte, so setzte sie sich in seinem Cabinette neben ihn, stumm wie eine Bildsäule und strickte, da sie ihn arbeiten sahe, wachte, so lange er wachte, und legte sich einige Augenblicke früher, wie er, zu Bette. Bisweilen ging das Ehepaar ins Schauspiel, in die Logen des Ministeriums. An solchen Tagen speisete die Familie bei einem Restaurateur, und das Schauspiel, welches der Restaurant darbot, machte der Madame Bridau stets jenes lebhafte Vergnügen, welches er Denen verursacht, die Paris nicht gesehen haben. Oft gezwungen, an jenen großen Diners Theil zu nehmen, zu denen man Bureauchefs einladete, die einen Theil des Ministeriums des Innern leiteten, und die Bridau ehrenwerth machte, gehorchte Agathe dem Luxus der Toiletten der damaligen Zeit; aber sie hatte ihren Prunkreichthum, den sie bei ihrer Rückkehr nach Hause mit Freuden ablegte, indem sie in ihrer Wirthschaft die Ein-

fachheit der Provincialen wieder annahm. Einmal wöchentlich, Donnerstags, empfing Bridau seine Freunde bei sich. Abends machte man ein Spielchen. Zu Fastnacht endlich gab er einen großen Ball. Diese wenigen Worte enthalten die ganze Geschichte ihres ehelichen Lebens.

Dieses einförmige Leben hatte drei große Ereignisse: die Geburt zweier Kinder, die von drei zu drei Jahren geboren wurden, und den Tod Brideau's, der 1808 starb, aufgerieben durch seine Arbeiten und Nachtwachen, gerade in der Zeit, da der Kaiser ihn zum Generaldirector, Grafen und Staatsrath ernennen wollte. Zu jener Zeit widmete sich Napoleon ganz besonders den Angelegenheiten des Innern, er überhäufte Bridau mit Arbeit und richtete die Gesundheit dieses unerschrockenen Bureaukraten vollends zu Grunde. Napoleon, von dem Bridau nie etwas erbeten, hatte sich nach seinem Lebenswandel und seinem Vermögen erkundigt. Als er erfuhr, daß dieser diensteifrige Mann nichts besaß, als seine Dienststelle, so erkannte er eine jener unbestechlichen Seelen, welche seine Administration erhoben, versittlichten, und hatte deßhalb beschlossen, Brideau durch glänzende Belohnungen zu überraschen. Der Wunsch, seine Arbeit vor der Abreise des Kaisers nach Spanien zu beendigen, tödtete den Divisionschef. Er starb an einem hitzigen Fieber.

Als der Kaiser, der zurückkam, um sich zu seinem Feldzuge von 1809 anzuschicken, diesen Verlust erfuhr, rief er aus: „Es giebt Männer, die nie ersetzt werden!“ Ueberrascht durch den Diensteifer, dessen keine von den glänzenden, für die Soldaten aufbehaltenen Belohnungen wartete, beschloß der Kaiser, für das Civil einen reich ausgestatteten Orden zu stiften, wie er für das Militair die Ehrenlegion

geschaffen hatte. Der Eindruck, welchen Bridau's Tod auf ihn machte, brachte ihn auf den Gedanken, einen Orden der Vereinigung zu stiften; aber er hatte die Zeit nicht, diese aristokratische Schöpfung zu vollenden, dessen Andenken so völlig verwischt ist, daß bei dem Namen dieses ephemeren Ordens die meisten Leser sich fragen werden, welches das Abzeichen desselben gewesen sei: er ward an einem blauen Bande getragen. Der Kaiser nannte diesen Orden die Vereinigung, weil er die Absicht hatte, den spanischen Orden des goldenen Vließes mit dem gleichnamigen österreichischen Orden zu vereinigen. Die Vorsehung, hat ein preußischer Diplomat gesagt, hat diese Profanation zu verhindern gewußt.

Der Kaiser zog genaue Erkundigung über die Lage der Madame Bridau ein. Die beiden Söhne bekamen jeder ein ganzes Stipendium am kaiserlichen Lyceum, und der Kaiser bestritt sämmtliche Kosten ihrer Erziehung aus seiner Privatkasse. Dann ließ er Madame Bridau mit einer Pension von 4000 Franks einschreiben, indem er's sich ohne Zweifel vorbehielt, für das Glück der beiden Kinder zu sorgen.

Von ihrer Heirath an bis zum Tode ihres Gatten hatte Madame Bridau mit Issoudun nicht in der geringsten Verbindung gestanden. Sie war auf dem Punkte, mit ihrem zweiten Sohne niederzukommen, als sie ihre Mutter verlor. Als ihr Vater, von dem sie sich wenig geliebt wußte, starb, stand gerade die Krönung des Kaisers bevor. Die Krönung gab Bridau so viel Arbeit, daß sie ihn nicht verlassen wollte. Johann Jakob Rouget, ihr Bruder, hatte seit ihrer Abreise von Issoudun nicht ein einziges Wort an sie geschrieben. So sehr sie sich auch über die schweigende Verstoßung ihrer

Familie betrübte, so dachte sie doch zuletzt nur sehr selten an Diejenigen, welche nicht an sie dachten. Alljährlich bekam sie einen Brief von ihrer Pathin, Madame Hochon, der sie in gewöhnlichen Ausdrücken antwortete, ohne die Rathschläge und Warnungen zu prüfen, welche ihr diese alte Frau in deutlichen Worten gab.

Zur Zeit des Todes des Doctors Rouget schrieb Madame Hochon an sie, daß sie von ihrem Vater nichts bekommen würde, wenn sie dem Herrn Hochon nicht ihre Vollmacht schickte. Agathe hatte einen Widerwillen dagegen, ihrem Bruder Verdrießlichkeiten zu bereiten. Sei es nun, daß Bridau begriff, daß die Spoliation dem Rechte und dem Herkommen in Berry angemessen war, oder sei es, daß dieser reine und gerechte Mann die Seelengröße und Gleichgültigkeit seiner Frau im Punkte des Eigennutzes theilte — genug, er wollte nicht auf Roguin, seinen Notar, hören, welcher ihm rieth, seine hohe Stellung zu benutzen, um die Acten zu bestreiten, durch die es dem Vater gelungen war, seine Tochter ihres rechtmäßigen Antheiles zu berauben. Die beiden Gatten billigten, was damals in Issoudun vorging. Bei dieser Gelegenheit hatte Rouguin es doch bewirkt, daß der Divisionschef über die gefährdeten Interessen seiner Frau nachdachte. Dieser ausgezeichnete Mann bedachte, daß Agathe, wenn er stürbe, ohne Vermögen sein würde. Er wollte nun den Zustand seiner Angelegenheiten prüfen, und fand, daß sie von 1793 bis 1805 gezwungen gewesen waren ungefähr 30000 Franks von den 50000 Franks aufzunehmen, welche der alte Rouget seiner Tochter wirklich gegeben hatte. Die noch übrigen 20000 Franks ließ er in das Staatshauptbuch eintragen. Die Fonds standen damals zu 45, und

seine Frau bekam also ungefähr 2000 Franks Renten vom Staate.

Als Wittwe konnte Madame Bridau mit sechstausend Livres Renten anständig leben. Immer noch etwas Frau aus der Provinz, wollte sie den Bedienten abschaffen, nur die Köchin behalten und eine andere Wohnung beziehen; aber Madame Descoings, ihre intime Freundin, welche darauf bestand, sich ihre Tante zu nennen, verkaufte ihr Mobiliar, verließ ihre Wohnung und zog zu Madame Bridau, indem man aus Bridau's Arbeitszimmer ein Schlafgemach machte. Die beiden Wittwen vereinigten ihre Einkünfte mit einander und sahen sich nun im Besitze von zwölftausend Livres Renten. Dieses Benehmen scheint einfach und natürlich; aber Nichts im Leben erheischt mehr Aufmerksamkeit, als die Dinge, welche natürlich zu sein scheinen. Dem Außergewöhnlichen mißtrauet man stets genug. Deßhalb siehet man die Männer von Erfahrung, die Advocaten, die Richter, die Aerzte, die Priester, eine ungeheure Wichtigkeit auf einfache Sachen legen. Man findet sie besorglich. Die Schlange unter den Blumen ist eine der schönsten Mythen, die uns das Alterthum für unser Verhalten hinterlassen hat. Wie oft sagen die Thoren, um sich in ihren und Anderer Augen zu entschuldigen: Es war so einfach, daß Jedermann sich dadurch würde haben täuschen lassen.

Im Jahre 1809 war Madame Descoings, die nie ihr Alter sagte, neunundfunfzig Jahre alt. Zu ihrer Zeit die schöne Krämerin genannt, war sie eine von den seltenen Frauen, welche die Zeit respectirt und verdankte einer vortrefflichen Constitution das Vorrecht, eine Schönheit zu behalten, die gleichwohl eine ernste Prüfung nicht bestand.

Von mittlerm Wuchse, fett, frisch, hatte sie schöne Schultern und einen leicht gerötheten Teint. Ihr blondes Haar, das in das Kastanienbraun spielte, zeigte, trotz der Katastrophe des Descoings nicht die geringste Veränderung der Farbe. Die Descoings war lecker; sie machte sich gern kleine Lieblingsgerichte; aber obgleich sie nur an die Küche zu denken schien, so war sie doch auch in's Schauspiel vernarrt und hing einem von ihr in das tiefste Geheimniß gehüllten Laster nach — sie setzte in die Lotterie! Sollte dies nicht vielleicht der Abgrund sein, den uns die Mythologie durch das Faß der Danaïden bezeichnet hat? Die Descoings — man muß ein Weib, das in der Lotterie spielte, so nennen — verwandte vielleicht ein wenig zu viel Geld auf den Putz, wie alle Frauen, welche das Unglück haben, lange jung zu bleiben; aber außer diesen leichten Mängeln war sie im Umgange die liebenswürdigste Frau; sie war Jedermanns Meinung, widersprach Niemandem und hatte eine sanfte, mittheilende Fröhlichkeit. Sie besaß noch eine parisische Eigenschaft, welche den ausgedienten Commis und den alten Kaufleuten gefällt — sie verstand Scherz. Daß sie sich nicht zum dritten Male verheirathet hatte, daran waren ohne Zweifel die damaligen Zeitumstände schuld. Während der Kriege des Kaiserreiches fanden die heirathsfähigen Männer zu leicht junge, hübsche und reiche Mädchen, als daß sie sich mit sechzigjährigen Frauen hätten befassen sollen.

Madame Descoings wollte Madame Bridau aufheitern; sie ging mit ihr oft ins Schauspiel, fuhr mit ihr spazieren, und versuchte sogar, sie mit ihrem Sohne Bixiou zu verheirathen! Ach, sie offenbarte derselben das von ihr, dem verstorbenen Descoings und dem Notar so tief bewahrte Ge-

heimniß! Die junge, elegante Descoings, die ihr Alter zu dreißig und einigen Jahren angab, hatte einen zweiunddreißigjährigen Sohn, Namens Bixiou, schon Wittwer, Major im 21. Linienregimente, der in der Schlacht bei Dresden als Oberst den Tod fand, und einen Sohn hinterließ. Die Descoings sahe ihren Enkel Bixiou stets nur insgeheim und gab ihn für einen Sohn ihres Mannes und seiner ersten Frau aus. Dieses Scheingeheimniß ward durch die Klugheit geboten: der Sohn des Obersten, der mit den beiden kleinen Bridau's im kaiserlichen Lyceum erzogen wurde, hatte dort ein halbes Stipendium. Dieser Knabe, bereits fein und schalkhaft, im Lyceum, hat sich als Zeichner und geistvoller Mann einen gewissen Ruhm erworben.

Agathe liebte in der Welt nichts weiter, wie ihre Kinder und wollte nur für sie leben; theils aus Gründen, theils aus Treue gegen Bridau weigerte sie sich, eine zweite Ehe einzugehen. Aber es wird einer Frau leichter, eine gute Gattin zu sein, wie eine gute Mutter. Eine verwittwete Mutter hat zwei Aufgaben zu lösen, die einander widersprechen. Sie bleibt Mutter und soll zugleich väterliche Gewalt ausüben. Wenig Frauen sind stark genug, diese doppelte Rolle zu begreifen und zu spielen. Deshalb ward denn auch die arme Agathe trotz ihren Tugenden die unschuldige Ursache vieler Unfälle.

In Folge ihres Mangels an Scharfsinn und des Vertrauens, woran sich die schönen Seelen so leicht gewöhnen, ward Agathe das Spielwerk der Madame Descoings, die sie in ein erschreckliches Unglück stürzte. Die Descoings hatte Ternen im Kopfe, und die Lotterie gab ihren Spielern keinen Credit. Sie regierte das Haus und konnte also das

für die Hauswirthschaft, die sie nach und nach in Schulden brachte, bestimmte Geld nach ihrem Belieben verwenden. Als die Schulden bis auf zehntausend Franks gestiegen waren, verstärkte sie ihre Einsätze, in der Hoffnung, daß ihre Lieblingsterne, die seit neun Jahren nicht herausgekommen war, den Abgrund der Schulden füllen würde. Die Schuld stieg von nun an mit reißender Schnelligkeit. Als sie sich auf zwanzigtausend Franks belief, verlor die Descoings den Kopf, und gewann die Terne nicht. Sie wollte nun ihr Vermögen verpfänden, um ihre Nichte wieder zu bezahlen; aber Roguin, ihr Notar, bewies ihr die Unausführbarkeit dieses rechtlichen Planes. Der verstorbene Rouget, Schwager des Descoings, hatte alle Ansprüche der Madame Descoings durch einen usu fructus (Nießbrauch) aufgehoben, der auf dem Vermögen des Bruders der Madame Bridau ruhete. Kein Wucherer wollte einer Frau von drei und sechzig Jahren auf einen usu fructus von ungefähr 40000 Franks, die Hälfte dieser Summe borgen.

Eines Morgens warf sich die Descoings ihrer Nichte zu Füßen und gestand ihr unter Heulen und Schluchzen die Lage der Sachen. Madame Bridau machte ihr keinen Vorwurf, verabschiedete den Bedienten und die Köchin, verkaufte ihr überflüssiges Mobiliar und drei Viertel ihrer Leibrente, bezahlte Alles und wechselte die Wohnung.

III.

Die unglücklichen Wittwen.

Einer der abscheulichsten Winkel in Paris ist gewiß der Theil der Straße Mazarine von der Straße Guénégaud an bis zu der Stelle, wo sie sich hinter dem Palaste des Institutes mit der Seinestraße vereinigt. Die hohen grauen Mauern des Collegiums und der Bibliothek, welche Mazarin der Stadt schenkte und wo einst die französische Akademie ihren Sitz aufschlagen sollte, warfen eisige Schatten auf diesen Winkel. Die Sonne zeigt sich dort selten, der Nordwind heult daselbst. Die arme ruinirte Wittwe bezog eine Wohnung in dem dritten Stocke eines der in diesem feuchten, dunkeln und kalten Winkel belegenen Häuser.

Vor diesem Hause erheben sich die Gebäude des Institutes, wo sich damals die Behältnisse der wilden Thiere befanden, den Bürgern unter dem Namen Künstler, und in den Werkstätten unter dem Namen Rapins bekannt. Man trat dort als Rapin ein und konnte als Eleve der Regierung zu Rom wieder hinauskommen. Diese Operation fand zu den Zeiten des Jahres, da man Concurrenten dort aufnahm, nicht ohne ungewöhnlichen Lärm Statt. Um Laureatus zu werden, mußte der zukünftige Bildhauer in einer bestimmten Zeit das Modell einer Statue aus Thon — der Maler Gemälde, die in der Schule der schönen Künste noch

zu sehen sind — der künftige Tonkünstler eine Cantate — der künftige Architekt den Entwurf zu einem Monumente machen. In dem Momente, da diese Zeilen geschrieben werden, ist diese Menagerie aus jenen finstern und kalten Gebäuden in den einige Schritte davon entfernt liegenden geschmackvollen Palast der Schule der schönen Künste gebracht worden.

Aus den Fenstern der Madame Bridau fiel das Auge auf jene vergitterten Behältnisse — ein äußerst trauriger Anblick! Im Norden wird die Aussicht durch die Kuppel des Institutes begrenzt. Blickt man die Straße hinauf, so haben die Augen zur ganzen Ergötzung die Reihe von Miethkutschen, die oben in der Straße Mazarine ihren gewöhnlichen Standpunkt haben. Die Wittwe setzte daher zuletzt drei Kasten voll Erde vor ihre Fenster und bauete darin einen jener luftigen Gärten, welche die Verfügungen der Polizei nicht dulden wollen und deren Gewächse das Licht und die Luft schmälern. Dieses Haus, das hinten an ein anderes stößt, welches nach der Seinestraße hin liegt, hat natürlich wenig Tiefe; die Treppe darin drehet sich um sich selbst (Wendeltreppe). Die dritte Etage ist die letzte. Drei Fenster, drei Zimmer, ein Speisesaal, ein kleiner Salon, ein Schlafzimmer, und gegenüber auf der andern Seite des Treppenabsatzes oberhalb, eine kleine Küche, zwei Kammern und ein ungeheurer Boden ohne Bestimmung. Madame Bridau wählte diese Wohnung aus drei Gründen: der billige Preis, sie kostete vierhundert Franks, weßhalb sie die Miethe auch auf neun Jahre schloß; die Nähe der Schule, sie war nur wenig vom Lyceum entfernt; und endlich blieb si in dem Quartiere, wo sie zu leben gewohnt war. Das

Innere der Wohnung stimmte zu dem Hause. Der Speisesaal hatte eine gelbe Papiertapete mit grünen Blumen, der rothe Fußboden wurde nicht gebohnt, und der Saal enthielt überhaupt nur das durchaus Nothwendige: einen Tisch, zwei Glasschränke, sechs Stühle, sämmtlich aus der vorigen Wohnung. Der Salon war mit einem Teppiche von Aubusson verziert, den man Bridau bei Erneuerung des Mobiliars im Ministerium geschenkt hatte. Die Wittwe stellte dort eins jener gewöhnlichen Mahagonymeubles mit ägyptischen Köpfen auf, welche Jakob Desmalter im Jahre 1806 in großer Menge verfertigte, und das mit einem seidenen Zeuche mit weißen Rosen bekleidet war.

Ueber dem Kanapee zog das Bildniß Bridau's, von Freundeshand in Pastell gemalt, sogleich die Blicke auf sich. Obgleich die Kunst etwas zu tadeln daran hätte finden können, so erkannte man doch recht gut auf der Stirn die Festigkeit dieses großen unberühmten Bürgers. Die Heiterkeit seiner zugleich sanften und stolzen Augen war darin sehr gut wiedergegeben. Der Scharfsinn, von dem seine klugen Lipper zeugten, das freie Lächeln und die Miene dieses Mannes, von dem der Kaiser sagte: Justum et tenacem, *) waren, wenn nicht mit Talent, doch wenigstens mit Genauigkeit aufgefaßt. Wenn man dieses Portrait betrachtete, so sahe man, daß der Mann stets seine Pflicht gethan hatte. Seine Physiognomie drückte jene Unbestechlichkeit aus, welche man mehreren während der Republik angestellt gewesenen Männern zuschreibt.

Auf der andern Seite, über einem Spieltische, glänzte

*) Der bekannte Anfang einer Ode des Horatius.

ein colorirtes Bild des Kaisers von Vernet, worauf Napoleon dargestellt ist, wie er, von seiner Escorte gefolgt, schnell dahinreitet. Agathe kaufte sich zwei große Vogelbauer, den einen voll Zeisige, den andern voll indischer Vögel. Sie überließ sich dieser kindischen Neigung seit dem für sie und viele Leute unersetzlichen Verluste, den sie erlitten hatte.

Die Stube der Wittwe war nach Verlauf eines Vierteljahres das, was sie bis zu dem unglücklichen Tage sein sollte, da sie gezwungen wurde, dieselbe zu verlassen. — Die Katzen lagerten sich darin auf den Lehnstühlen; die oft in Freiheit gesetzten Zeisige ließen auf allen Meubles Flecken zurück. Die arme gute Wittwe setzte für sie an mehrere Stellen Hirse und Vogelkraut, und die Katzen fanden in zerbrochenen Unterschalen ihre Leckerbissen. Die Sachen lagen in der Stube durcheinander her. Man sahe diesem Zimmer die Provinz und die eheliche Treue an. Alles, was dem verstorbenen Bridau angehört hatte, ward darin sorgfältig aufbewahrt. Auf seine Schreibgeräthschäften verwandte sie so viel Sorgfalt, wie ehedem die Wittwe eines Paladins auf dessen Waffen verwendet haben würde. Ein Jeder wird die rührende Verehrung dieser Frau aus einem einzigen Umstande kennen lernen. Sie hatte eine Feder eingewickelt, versiegelt und darauf geschrieben: Letzte Feder, deren sich mein theurer Gatte bedient hat. Die Tasse, aus der er zuletzt getrunken, stand unter Glas auf dem Kamine. Die Mützen und falschen Haare thronten späterhin auf den Glaskugeln, welche jene kostbaren Reliquien bedeckten. Seit Bridau's Tod fand man an dieser jungen Wittwe, die kaum fünfunddreißig Jahre alt war, keine Spur von Coquetterie und weiblicher

Sorgfalt mehr. Getrennt von dem einzigen Manne, den sie gekannt, geschätzt, geliebt, der ihr nicht den geringsten Verdruß gemacht, hatte sie sich nicht mehr als Frau gefühlt, Alles war ihr gleichgültig, sie putzte sich nicht mehr. Nie war etwas einfacher und vollständiger, als dieser Abschied vom ehelichen Glücke und der Coquetterie. Gewisse Wesen bekommen von der Liebe die Macht, ihr Ich in einen Andern zu übertragen, und wenn ihnen dieser geraubt wird, so ist ihnen das Leben nicht mehr möglich.

Agathe, die nur noch für ihre Kinder leben konnte, fühlte eine unendliche Betrübniß, als sie sahe, welche Entbehrungen ihnen ihr Ruin auferlegte. Seitdem sie in der Straße Mazarine lebte, hatte ihre Physiognomie einen Anflug von Melancholie, der sie rührend machte. Sie rechnete wohl ein wenig auf den Kaiser, aber dieser konnte auch nicht mehr thun, als er für den Augenblick that: seine Privatcasse zahlte, außer dem Stipendium, noch sechshundert Franks jährlich für jedes Kind.

Die brillante Descoings hatte im zweiten Stocke eine Wohnung, welche der ihrer Nichte ähnlich war. Sie hatte der Madame Bridau eine förmliche Anweisung auf tausend Thaler ausgestellt, die sie von ihrem Nießbrauche vorweg nehmen sollte. Der Notar Roguin hatte Madame Bridau zur Annahme derselben bewogen, aber es waren ungefähr sieben Jahre nöthig, ehe die Rückzahlung das Uebel heilen konnte. Roguin, der beauftragt war, die funfzehnhundert Franks Renten zu ersetzen, kassirte nach Maßgabe die dazu zurückbehaltenen Summen ein.

Die Descoings, die nur noch zwölfhundert Franks jährlich hatte, lebte mit ihrer Nichte ganz eingezogen. Diese

beiden rechtlichen, aber schwachen Geschöpfe nahmen Morgens nur eine Ausgängerin für sich Beide, und die Descoings, welche gern Köchin spielte, besorgte das Mittagsmahl. Abends besuchten einige Freunde, Employés des Ministeriums, denen Bridau ehemals ihre Stellen verschafft, die beiden Wittwen. Die Descoings dachte immer noch an ihre Terne, die, wie sie sagte, nicht aus ihrem Kopfe weichen wollte. Sie hoffte, auf einmal bezahlen zu können, was sie ihrer Nichte gewaltsam entwendet hatte. Sie liebte die beiden kleinen Bridau's mehr, als ihren Enkel Bixiou, so sehr fühlte sie ihr Unrecht gegen sie, und so sehr bewunderte sie die Herzensgüte ihrer Nichte, die ihr, selbst in ihren größten Leiden, nie einen Vorwurf machte. Man kann also leicht denken, daß Joseph und Philipp von der Descoings gehätschelt wurden. Allen Personen ähnlich, die einen Fehler wieder gut zu machen haben, bereitete die alte Spielerin der kaiserlichen Lotterie von Frankreich, den beiden Knaben kleine leckerhafte Mahlzeiten; späterhin lockten ihr Joseph und Philipp einiges Geld aus der Tasche; jener, um sich Bleistifte, Papier, Kupferstiche, dieser, um sich Kugeln, Bälle, Bindfaden, Messer 2c. dafür zu kaufen. Ihre Leidenschaft hatte sie so weit gebracht, daß sie sich, um das Uebrige verspielen zu können, mit funfzig Franks monatlich zur Bestreitung ihrer Bedürfnisse begnügte.

Madame Bridau ließ aus mütterlicher Liebe die Ausgabe auch nicht höher steigen. Um sich für ihr Vertrauen zu bestrafen, versagte sie sich heldenmüthig alle ihre kleinen Freuden. Wie es bei vielen furchtsamen Gemüthern und einem beschränkten Verstande der Fall ist, so brachte auch sie ein einziges zerknicktes Gefühl und ihr erwachtes

Mißtrauen dahin, eiuen Fehler so weit zu entfalten, daß er die Consistenz einer Tugend bekam. Der Kaiser konnte vergessen, sprach sie zu sich, er konnte in einer Schlacht bleiben, mit ihr hörte auch ihre Pension auf. Sie schauderte, wenn sie an die Aussicht dachte, daß ihre Kinder ohne alles Vermögen in der Welt zurückbleiben könnten. Unfähig, Roguins Berechnungen zu begreifen, wenn er ihr zu beweisen suchte, daß ihr durch die Zurückhaltung der dreitausend Franks jährlich von dem Nießbrauche der Madame Descoings in sieben Jahren die verkauften Renten ersetzt werden würden, rechnete sie nur noch auf sich und ihre Entbehrungen. Wenn sie jährlich tausend Thaler von ihrer Pension bei Seite legte, so mußte sie nach Verlauf von zehn Jahren dreißigtausend Franks haben, womit sie schon funfzehnhundert Franks Renten für eines ihrer Kinder gründen konnte. In einem Alter von sechsunddreißig Jahren hatte sie wohl das Recht, zu glauben, daß sie noch zwanzig Jahre leben könne. Bei der Befolgung dieses Systemes konnte sie jedem ihrer Kinder das Nöthige hinterlassen. Auf diese Weise waren die beiden Wittwen von einem falschen Reichthume zu einer freiwilligen Dürftigkeit übergegangen; die eine unter der Führung eines Lasters, die andere unter den Fahnen der reinsten Tugend. Nichts von allen diesen so geringfügigen Dingen ist unnütz zu der tiefen Lehre, die aus dieser Geschichte hervorgehen wird, welche aus den gewöhnlichsten Interessen des Lebens hergenommen ist, deren Bedeutung deßhalb aber vielleicht nur um so weiter sein wird. Der Anblick der Zimmer der Künstler — das Trällern der Rapins auf der Straße — die Nothwendigkeit, zum Himmel aufzuschauen, um sich für die erschreck-

lichen Perspectiven zu trösten, welche diesen stets feuchten Winkel einschließen — der Anblick jenes Portraits, das troß der Unkunde des liebenden Malers doch voll Seele und Größe ist — der Anblick der reichen, aber veralteten und harmonischen Farben dieses sanften, ruhigen Innern — der Pflanzenwuchs der luftigen Gärten — die Aermlichkeit des Hauswesens — der Vorzug, welchen die Mutter dem ältesten Sohne gab — ihr Widerstand gegen die Neigung des jüngern Sohnes — kurz das Ensemble der Vorfälle und Umstände, welches dieser Erzählung zum Eingange dient, enthält vielleicht die schöpferischen Ursachen, denen wir unsern Joseph Bridau, einen der großen Maler der jetzigen französischen Schule verdanken.

IV.

Der Beruf.

Philipp, der älteste der beiden Knaben Bridau's, sah seiner Mutter auf eine überraschende Weise ähnlich. Obgleich es ein blonder, blauäugiger Knabe war, so hatte er doch ein lärmendes, unruhiges Ansehen, das man leicht für Lebhaftigkeit, für Muth hielt.

Der alte Claparon, der mit Bridau zugleich ins Ministerium getreten und einer der treuen Freunde war, welche Abends die beiden Wittwen besuchten, sagte monatlich zwei oder drei Mal zu Philipp, ihm auf die Wange klopfend: Das ist ein kleiner Teufel, der nie die Augen vor Jemandem senken wird.

Das hierdurch angespornte Kind nahm aus Prahlerei eine Art von Entschlossenheit an. Sobald seinem Charakter einmal diese Neigung gegeben war, so ward der Knabe zu allen Leibesübungen geschickt und bekam durch viele Schlägereien in der Schule jene Kühnheit und Verachtung des Schmerzes, welche die soldatische Tapferkeit erzeugen, natürlich aber auch zugleich den größten Widerwillen gegen das Lernen; denn die öffentliche Erziehung wird das schwere Problem der gleichzeitigen körperlichen und geistigen Entwickelung nie lösen.

Agathe schloß aus ihrer rein physischen Aehnlichkeit mit

Philipp auf eine geistige Uebereinstimmung, und glaubte fest, an ihm einst ihre durch die Kraft des Mannes erhöhete Zartheit der Gefühle wiederzufinden. Philipp war zur Zeit, da seine Mutter die traurige Wohnung in der Straße Mazarine erzog, funfzehn Jahre alt und die Niedlichkeit der Kinder dieses Alters bestärkte die Mutter in ihrem Glauben.

Joseph, drei Jahre jünger wie sein Bruder, glich seinem Vater, aber im Uebeln. Sein üppiges schwarzes Haar war immer schlecht ausgekämmt, man mochte auch machen, was man wollte, während sein Bruder trotz seiner Lebendigkeit immer niedlich blieb. Ohne daß man wußte durch welche Fatalität — aber eine zu beständige Fatalität wird eine Gewohnheit — konnte Joseph kein Kleidungsstück rein erhalten. Kleidete man ihn neu, so waren seine Kleidungsstücke schon am andern Tage aus neuen alte geworden. Der Aeltere trug schon aus Eigenliebe Sorge für seine Sachen. Unmerklich gewöhnte sich die Mutter daran, mit dem Joseph zu schmollen und ihm seinen Bruder als Muster vorzustellen. Agathe zeigte ihren beiden Kindern also nicht immer dasselbe Gesicht. Wenn sie dieselben herbeiholen wollte, so sagte sie von Joseph: In welchem Zustande werden seine Sachen sein? Diese kleinen Umstände stießen ihr Herz in den Abgrund der mütterlichen Bevorzugung.

Keiner von den äußerst gewöhnlichen Menschen, welche die Gesellschaft der beiden Wittwen bildeten, weder Vater du Bruel, noch der alte Claparon, weder Vater Desroches, noch der Abbé Loraux, Beichtvater Agathens, bemerkte Josephs Hang zur Beobachtung. Von seiner Neigung beherrscht, achtete der künftige Colorist auf nichts, was ihn

betraf. Während seiner Kindheit glich diese Disposition lange der Starrsucht. Sein Vater war deßhalb besorgt geworden. Der außerordentliche Umfang des Kopfes und die Ausdehnung der Stirn hatten anfänglich die Besorgniß erregt, er möchte einen Wasserkopf haben. Sein so entstelltes Gesicht, dessen Originalität in den Augen derer, welche den geheimen Werth einer Physiognomie nicht kennen, für Höflichkeit gelten kann, war in seiner Jugend ziemlich sauertöpfig. Die Züge, die sich späterhin entwickelten, schienen geschlossen zu sein, und die tiefe Aufmerksamkeit, welche das Kind den Dingen widmete, kräuselte sie noch mehr.

Philipp schmeichelte also der ganzen Eitelkeit seiner Mutter und Joseph verschaffte ihr nicht das geringste Compliment. Philipp hatte jene glücklichen Einfälle, jene schnellen, treffenden Antworten, welche die Eltern glauben machen, daß die Kinder einst merkwürdige Männer werden, während Joseph schweigsam und träumerisch blieb. Die Mutter hoffte Wunder von Philipp und rechnete auf Joseph gar nicht.

Josephs Prädisposition zur Kunst ward durch den gewöhnlichsten Umstand von der Welt entwickelt. Als er während der Osterferien im Jahre 1812 mit seinem Bruder und Madame Descoings von einem Spaziergange in den Tuileries zurückkehrte, sahe er, wie ein Eleve an der Mauer die Caricatur eines Professors machte. Diese feine und witzige Caricatur hielt ihn vor Bewunderung auf der Stelle fest. Am andern Tage stellte er sich an's Fenster, beobachtete den Eintritt der Eleven durch die Thür in der Straße Mazarine, ging heimlich hinunter und schlich sich in den

Hof des Institutes. Er bemerkte daselbst die Statuen, die Büsten, die angearbeiteten Marmorstücke, die gebrannte Erde, den Gyps; er betrachtete sie fieberhaft, sein Instinct offenbarte sich, sein Beruf bewegte ihn. Er trat in einen niedrigen Saal, dessen Thür halb offen stand, und sahe darin ein Dutzend junger Leute, die an einer Statue zeichneten. Sein kleines Herz klopfte ihm, aber er ward sogleich der Gegenstand von tausenderlei Scherzen.

iner! Kleiner!" rief der Erste, der seiner ansichtig wurde, indem er ihn mit zerkrümeltem Brote warf. „Wem gehört das Kind? — Gott, wie häßlich ist er!" Kurz, eine Viertelstunde lang ertrug Joseph die Neckereien der Werkstätte des großen Bildhauers Chaudet. Nachdem sich die Eleven lange genug über ihn lustig gemacht, wurden sie durch seine Beharrlichkeit, seine Physiognomie überrascht und fragten ihn, was er wolle. Joseph antwortete, er habe wohl Lust das Zeichnen zu lernen. Nun ermuthigte ihn ein Jeder dazu aus Scherz. Durch diesen freundschaftlichen Ton gefangen, erzählte ihnen nun das Kind, daß es der Sohn der Madame Bridau sei.

„O, wenn Du der Sohn der Madame Bridau bist," rief man aus allen Ecken der Werkstatt, „so kannst Du wohl ein großer Mann werden! Es lebe der Sohn der Madame Bridau! Ist sie hübsch, Deine Mutter? Nach Dir zu urtheilen, muß sie ein ganz absonderliches Ansehen haben! — Aha, Du willst Künstler werden," sprach der älteste der Eleven, indem er seinen Platz verließ und zu Joseph kam, um ihm einen Possen zu spielen; aber weißt Du wohl, daß man klug sein und viel Ungemach ertragen muß? Ja, es giebt Prüfungen, daß Du Arm und Beine dabei bre-

chen könntest. Alle diese Burschen, die Du da siehest, haben ihre Prüfungen ausgehalten. Dieser da z. B. hat zwanzig Tage nichts gegessen! Wir wollen sehen, ob Du ein Künstler werden kannst!"

Er faßte Josephs einen Arm und hob ihn gerade in die Luft; den andern richtete er so, wie wenn Joseph einen Faustschlag zu geben hätte.

„Wir nennen dies die Telegraphenprobe," fuhr er fort. „Wenn Du, ohne die Arme sinken zu lassen oder die Lage Deiner Gliedmaßen im Geringsten zu ändern, eine Viertelstunde so stehen bleibst, nun, so hast Du den Beweis geliefert, daß Du ein Hauptkerl werden kannst. — Geschwind, Kleiner, Muth!" sprachen die Andern. „O, man muß wahrlich leiden, um Künstler zu werden."

Joseph blieb mit der Treuherzigkeit des dreizehnjährigen Kindes ungefähr fünf Minuten unbeweglich stehen. Alle Eleven sahen ihn an.

„O, Du lässest sinken! Ei, Sapperlot, halte Dich! Der Kaiser Napoleon ist eine ganze Stunde so stehen geblieben, wie Du ihn da siehest," sprach der Eleve, indem er auf Chaudets schöne Statue hinzeigte.

Der Kaiser stand und hielt das kaiserliche Scepter, und diese schöne Statue wurde im Jahre 1814 von der Vendômesäule hinabgestürzt. Nach Verlauf von zehn Minuten beperlte der Schweiß Josephs Stirn. In diesem Momente trat ein kahlköpfiger, bleicher, kränklicher Mann in das Gemach. Sogleich herrschte das ehrerbietigste Schweigen in der Werkstatt.

„Ei, Burschen, was beginnt Ihr?" sprach er, als er den Martyrer der Werkstatt sahe. „Es ist ein kleiner

Simpel, welcher Probe stehet," sprach der älteste Eleve, welcher Joseph gerichtet hatte. — „Schämen Sie sich nicht, ein armes Kind so zu quälen?" sagte Chaudet, indem er Josephs beide Arme niederbeugte. „Seit wann bist Du hier," fragte er ihn, indem er ihm einen leisen Schlag auf die Wange gab. — „Seit einer Viertelstunde." — „Und wer bringt Dich hierher." — „Ich möchte gern Künstler werden." — „Woher kommst Du denn?" — „Von der Mama." — „O, Mama!" riefen die Eleven. — „Ruhe in den Cartons!" rief Chaudet. „Wer ist Deine Mama?" — „Es ist Madame Bridau. Mein Vater, der todt ist, war ein Freund des Kaisers; der Kaiser wird daher das Nöthige bezahlen, wenn Sie mich zeichnen lehren wollen." — „Sein Vater war Divisionschef im Ministerium des Innern," rief Chaudet, von einer Erinnerung erfaßt. — „Und Du willst schon jetzt Künstler werden?" — „Ja, mein Herr." — „Komm hierher, so oft Du willst, und man wird Dir Zeitvertreib geben! Geben Sie ihm einen Carton, Papier, Bleistifte, und lassen Sie ihn machen. Hören Sie, Schelme, daß mir sein Vater gefällig gewesen ist. Hier," sprach er zu dem Eleven, der Joseph gehudelt hatte, „hier ist Geld, holen Sie Kuchen, Leckereien und Bonbons. Wir wollen an der Weise, wie Du das Gemüse verschmausest, bald sehen, ob Du ein Künstler bist," fügte Chaudet, Josephs Kinn streichelnd, hinzu.

Hierauf musterte er in Begleitung des Kindes, das zusahe, zuhörte und zu begreifen suchte, die Arbeiten der Eleven. Die Leckerbissen kamen an; die ganze Werkstätte, der Bildhauer selbst und das Kind nahmen etwas zum Imbiß

davon. Man liebkosete nun dem Joseph eben so sehr, wie man ihn vorher mystificirt hatte.

Diese Scene, bei der sich der Scherz und das Herz der Künstler offenbarten, und die er instinctmäßig begriff, machte einen wunderbaren Eindruck auf Joseph. Die Erscheinung Chaudets, des Bildhauers, den ein zu früher Tod dahinraffte, und den der Schutz des Kaisers dem Ruhme bezeichnete, war für Joseph wie eine Vision. Er sagte seiner Mutter nichts von diesem Jugendstreiche; brachte aber alle Sonntage und Donnerstage drei Stunden in Chaudets Werkstätte zu. Madame Descoings schenkte ihm von nun an Bleistifte, Rothstifte, Kupferstiche und Zeichnenpapier. Im kaiserlichen Lyceum skizzirte er seine Lehrer, zeichnete seine Schulgenossen ab und bekleckste alle Schlafsäle. In den Zeichnenstunden war sein Fleiß erstaunlich. Lemire, Professor am kaiserlichen Lyceum, ward nicht allein durch Josephs Anlagen, sondern auch durch seine Fortschritte überrascht, und ging zu Madame Bridau, um sie von dem Berufe ihres Sohnes in Kenntniß zu setzen. Agathe, die als Frau aus der Provinz eben so wenig von den Künsten verstand, als sie die Hauswirthschaft gut verstand, wurde von Schrecken erfaßt. Als Lemire sich entfernt hatte, fing die Wittwe an zu weinen.

„Ach,“ sprach sie, als die Descoings kam, „ich bin verloren! Joseph, aus dem ich einen Employé machen wollte, dem sein Weg schon gebahnt war im Ministerium des Innern, wo Bridau's Freunde ihn beschützt haben würden, wo er im fünfundzwanzigsten Jahre Bureauchef geworden wäre, nun, der will Maler werden, einen Stand wählen, bei dem

er Hunger leiden muß! Ich sahe es wohl voraus, daß dieses Kind mir nur Kummer machen würde!“

Madame Descoings gestand, daß sie seit mehreren Monaten Josephs Neigung anfeuerte und Dienstags und Donnerstags seinen Besuch des Institutes begünstigte. Im Salon, wohin sie ihn geführt, grenzte die tiefe Aufmerksamkeit, welche der junge Mensch den Gemälden gewidmet, an's Wunderbare.

„Im dreizehnten Jahre, meine Liebe,“ sprach sie; „aber Ihr Joseph wird ein Mann von Genie werden!“ — „Ja, sehen Sie, wohin das Genie seinen Vater geführt hat! Es hat ihn dahin geführt, daß er sich in seinem vierzigsten Jahre zu Tode gearbeitet hat! Die Künstler bringen ihre Familien auf's Stroh!“

Trotz den inständigen Bitten der Madame Descoings ging Agathe Bridau in den letzten Herbsttagen des Jahres 1812, als Josephs vierzehntes Lebensjahr begann, eines Morgens zu Chaudet hinunter, um sich der Verführung ihres Sohnes zu widersetzen. Sie fand Chaudet im blauen Kittel, wie er seine letzte Statue modellirte. Er empfing die Wittwe des Mannes, der ihm ehemals in einem bedenklichen Falle gedient hatte, ziemlich übel; aber er fühlte sich in seinem Leben angegriffen; es war an einem Tage der Künstlerhitze, wo man in einem Momente das macht, was man sonst kaum in einigen Monaten ausführen kann, er fand eine lange gesuchte Sache, er handhabte seinen Meißel und Thon in ruckweisen Bewegungen, welche der unwissenden Agathe die eines Wahnwitzigen zu sein schienen. In jeder andern Stimmung würde Chaudet zu lachen angefangen haben; als er aber hörte, wie ihm diese Mutter ihren

Widerwillen gegen die Künste bezeugte, sich über die Bestimmung beklagte, die man ihrem Sohne gab, und verlangte, man solle ihn nicht mehr in seiner Werkstätte huldigen, gerieth er in eine heilige Wuth:

„Ich bin Ihrem verstorbenen Manne Verpflichtungen schuldig, ich wollte mich derselben entledigen, indem ich seinen Sohn anfeuerte und in der größten aller Laufbahnen über seine ersten Schritte wachte! Ja, Madame, hören Sie, wenn Sie's noch nicht wissen, daß ein großer Künstler ein König, mehr, wie ein König ist! Zuerst ist er glücklicher, er ist unabhängig, er lebt nach seinem Belieben und herrscht im Reiche der Phantasie. Ihr Sohn hat nun die schönste Zukunft vor sich! Anlagen, wie die seinigen, sind selten, sie sind nur bei Männern, wie Giotto, Raphael, Titian, Rubens, Morillo, so froh entschleiert, denn er scheint mir eher Maler, wie Bildhauer werden zu müssen. Gottes Tag, hätte ich einen solchen Sohn, so würde ich mich über seinen Besitz eben so glücklich fühlen, wie der Kaiser über den Besitz des Königs von Rom. Uebrigens sind Sie Gebieterin über das Schicksal Ihres Kindes. Machen Sie einen Schwachkopf aus ihm, Madame, einen Menschen, der nichts thun wird, als Gehen, wenn er gehet, einen jämmerlichen Papierverderber! Sie werden dann einen Mord begangen haben. Ich hoffe indeß, daß er trotz Ihren Bemühungen doch ein Künstler werden wird. Der Beruf ist stärker als alle Hindernisse, die man seinen Wirkungen entgegensetzt! Das Wort Beruf will sagen Ruf! und dies ist die Wahl durch Gott! Sie werden bloß Ihr Kind unglücklich machen!“

Er warf mit Heftigkeit den Thon, den er nicht mehr

brauchte, in einen Kübel, und sprach dann zu seinem Modelle: „Genug für heute!“

Agathe erhob die Augen und sahe eine bis auf den Gürtel entblößte Frau in einem Winkel der Werkstätte, wohin sie vorher ihren Blick nicht gerichtet hatte, auf einem Schämel sitzen. Dieser Anblick machte, daß sie hastig und mit Abscheu die Werkstatt verließ. „Sie werden hier den kleinen Bridau nicht wieder aufnehmen,“ sprach Chaudet zu seinen Eleven. „Es stehet seiner Mutter nicht an.“ — „Hoho!“ riefen die Eleven, als Agathe die Thür schloß. — „Und hierher ging Joseph!“ sprach die Arme, erschreckt durch das, was sie gesehen und gehört hatte.

Sobald die Eleven der Bildhauer- und Malerkunst erfuhren, Madame Bridau wollte nicht, daß ihr Sohn ein Künstler werden sollte, machten sie sich die größte Freude daraus, den Joseph an sich zu locken. Ungeachtet des Versprechens, nicht wieder in das Institut zu gehen, das er seiner Mutter geben mußte, schlich er oft in die Werkstätte, welche Regnault dort hatte, und man ermunterte ihn dort dazu, Leinwand zu beklecksen. Wenn die Wittwe sich darüber beschweren wollte, sagten die Eleven, Herr Regnault sei ja nicht Herr Chaudet; sie hätte ihnen ja auch ihren Sohn nicht zur Bewachung gegeben und tausenderlei andere Späße. Sie machten und sangen Couplets auf Madame Bridau.

Am Abende dieses traurigen Tages weigerte sich Agathe, an dem gewöhnlichen Spiele Theil zu nehmen, sie blieb in ihrem Lehnstuhle sitzen und gab sich einer solchen Betrübniß hin, daß ihr die Thränen in die Augen traten.

„Was fehlt Ihnen, Madame Bridau,“ fragte der alte

Claparon. — „Sie glaubt, ihr Sohn wird sein Brot betteln müssen, weil ihr Sohn Freude an der Malerei hat," sprach die Descoings; „aber ich habe meinerseits nicht die geringste Bange für meinen Neffen, den kleinen Bixiou, der auch die Zeichnenwuth hat. Die Männer sind dazu gemacht, um sich durchzuarbeiten!" — „Madame hat Recht," sprach der trockene und harte Desroches, der trotz seinen Talenten nie Unterchef hatte werden können; ich habe glücklicherweise nur einen Sohn, denn mit meinen achtzehnhundert Franks und meiner Frau, die mit ihrem Stempel-Papierhandel kaum zwölfhundert Franks verdient, was würde da aus mir geworden sein? Ich habe meinen Jungen als Schreiber zu einem Advocaten gebracht; er hat monatlich fünfundzwanzig Franks und das Frühstück, ich gebe ihm eben so viel, er ißt Mittags und schläft zu Hause — das ist Alles. Er muß wohl vorwärts gehen und wird auch seinen Weg schon machen! Ich gebe ihm mehr Arbeit, als wenn er noch in der Schule wäre, und er wird einst Advocat werden. Bezahle ich für ihn ein Schauspiel, so ist er glücklich wie ein König, er umarmt mich sogar! Ich halte ihn streng, er giebt mir Rechenschaft von der Verwendung seines Geldes. Sie sind zu gut mit Ihren Kindern. Will's Ihr Sohn durchaus nicht anders haben, so lassen Sie ihn, er wird schon Etwas werden!" — „Mein Sohn," sprach du Bruel, der alte Divisionschef, der in Ruhestand versetzt worden war, „mein Sohn ist erst sechzehn Jahre alt; seine Mutter betet ihn an; aber ich würde nicht auf einen Beruf hören, der sich so frühzeitig entdeckt. Das ist eine Grille, eine Neigung, die vorübergehen wird. Meiner Meinung nach müssen die Knaben geleitet werden." — „Ja, Sie, mein Herr, Sie sind

ein Mann und sind reich und haben nur einen Sohn,“ sprach Agathe. — „Meiner Treu,“ sagte Claparon, „die Kinder sind unsre Tyrannen. Der meinige macht mich rasen, er hat mich ganz heruntergebracht und ich habe mich zuletzt gar nicht mehr um ihn bekümmert. Nun, er ist um so glücklicher, und ich auch. Er ist Reisediener geworden und hat sein Loos gut getroffen. Der Schelm ist zum Theile Schuld an dem Tode seiner armen Mutter. Kaum war er im Hause, so wollte er wieder hinaus; er hatte nie Ruhe. Er hat nichts lernen wollen. Alles, was ich von Gott bitte, ist, daß er stirbt, ohne meinen Namen entehrt zu haben. Diejenigen, welche keine Kinder haben, kennen viele Freuden nicht, aber sie entgehen auch vielen Leiden.“

„So sind die Väter!“ sprach Agathe und weinte von Neuem.“ — „Was ich Ihnen eben sage, meine liebe Madame Bridau, soll Ihnen zeigen, daß Sie Ihren Sohn Maler werden lassen müssen; Sie würden nur Ihre Zeit verlieren... — Wenn Sie fähig wären, ihn zu ziehen,“ fiel der strenge Desroches ein, „so würde ich Ihnen rathen, sich seinen Neigungen zu widersetzen; da Sie aber, wie ich sehe, schwach gegen Ihre Kinder sind, so lassen Sie ihn klecksen, zeichnen.“ — „Verloren!“ sprach Claparon.

„Warum verloren?“ rief die arme Wittwe.

„Ei ja, meine Unabhängigkeit in Gedanken; dieses Zündhölzchen von Desroches macht, daß ich immer verliere.“

„Agathe,“ sprach die Descoings, „trösten Sie sich, Joseph wird ein großer Mann werden.“

Nach dieser Discussion, welche allen menschlichen Discussionen ähnlich ist, waren alle Freunde der Wittwe einer-

lei Meinung, welche ihrer Verlegenheit indeß kein Ende machte. Man rieth ihr, sie solle den Joseph seinem Berufe folgen lassen.

„Ist es kein Mann von Genie," sprach du Bruel, welcher Agathen schmeichelte, „so können Sie ihn immer noch in die Administration bringen." Als die Descoings diesen drei alten Employés das Geleit gab, nannte sie dieselben oben an der Treppe Weise Griechenlands.

„Sie härmt sich zu viel," sagte du Bruel. — „Sie ist zu glücklich, daß ihr Sohn etwas thun will," sagte Claparon.

„Erhält uns Gott den Kaiser," sprach Desroches, „so wird Joseph übrigens schon Schutz finden! Worüber beunruhigt sie sich also?" — „Sie fürchtet sich vor Allem, wenn es sich um ihre Kinder handelt," antwortete die Descoings.

„Nun, liebe Kleine," sprach sie, als sie zu Agathen zurückkam, „Sie sehen, sie sind einstimmig, warum weinen Sie noch?" — „Ach, wenn von Philipp die Rede wäre, so würde ich keine Besorgniß hegen. Sie wissen nicht, was in den Werkstätten vorgehet! Sie haben dort nackte Weiber." — „Nun sie werden doch dort Feuer machen, daß sie nicht frieren, hoffe ich," entgegnete die Descoings.

V.

Der große Mann der Familie.

Einige Tage nachher wurden die Unglücksfälle des Rückzuges von Moskau bekannt. Napoleon kam zurück, um neue Streitkräfte zu organisiren und neue Opfer von Frankreich zu fordern. Die arme Mutter ward nun von ganz andern Sorgen gedrückt. Philipp, dem das Lyceum mißfiel, wollte durchaus dem Kaiser dienen. Eine Truppenmusterung in den Tuileries, die er mit angesehen, hatte ihn fanatisirt. Der militairische Glanz, der Anblick der Uniformen, die Autorität der Epaulettes hatten damals für viele junge Leute einen unwiderstehlichen Reiz. Philipp glaubte, er habe zum Militairstande eben so viel Anlage, wie Joseph zum Maler. Ohne Wissen seiner Mutter schrieb er an den Kaiser in folgenden Ausdrücken:

„Sire!“

„Ich bin der Sohn Ihres Bridau; ich messe fünf Fuß vier Zoll, habe gute Schenkel, eine gute Leibesbeschaffenheit und brenne vor Begierde, einer Ihrer Soldaten zu werden. Ich flehe Ihren Schutz an, um in die Armee einzutreten rc.“

Der Kaiser schickte Philipp binnen vierundzwanzig Stunden aus dem kaiserlichen Lyceum nach Saint-Cyr. Im September 1813, ein halbes Jahr nachher, machte er ihn zum Unterlieutenant in einem Reiterregimente. Einen

Theil des Winters hindurch blieb Philipp im Depôt; sobald er aber reiten konnte, ging er zur Armee ab. Während des Feldzuges in Frankreich ward er bei einem Vorposten-Gefechte, wo sein Ungestüm den Obersten rettete, Lieutenant. In der Schlacht bei La Fère-Champenoise ernannte ihn der Kaiser zum Rittmeister und nahm ihn zum Ordonnanzofficier. Durch ein solches Avancemant angespornt, errang Philipp bei Montmirail das Kreuz der Ehrenlegion. Zeuge bei dem Abschiede Napoleons zu Fontainebleau, und durch dieses Schauspiel fanatisirt, weigerte sich der Rittmeister Philipp, den Bourbons zu dienen. Als er im Julius 1814 zu seiner Mutter zurückkam, fand er sie ruinirt. Man nahm in den Ferien dem Joseph das Stipendium, und Madame Bridau, deren Pension aus der Privatcasse des Kaisers gezahlt worden war, bat vergeblich, sie im Ministerium des Innern eintragen zu lassen.

Joseph, jetzt mehr wie je Maler, war entzückt über diese Begebnisse, bat seine Mutter, ihn zu Regnault gehen zu lassen und versprach, seinen Lebensunterhalt verdienen zu können. Er sagte, er sei als Eleve der zweiten Classe stark genug und bedürfe der ersten oder der Classe der Rhetorik nicht.

Philipp, der in seinem neunzehnten Jahre Rittmeister und decorirt war, welcher dem Kaiser auf zwei Schlachtfeldern als Adjutant gedient, schmeichelte der Eigenliebe seiner Mutter. Deßhalb ward er, obgleich grob, lärmend, und wirklich ohne anderes Verdienst, als das der gemeinen Tapferkeit des Säbelers, für sie ein Mann von Genie. Joseph, klein, hager, leidend, mit milder Stirn, den Frieden, die Ruhe liebend, nur vom Künstlerruhme träumend, mußte

ihr, ihrer Meinung nach, nur Kummer und Sorgen verursachen.

Der Winter von 1814 auf 1815 war für Joseph günstig, denn er arbeitete, von Madame Descoings und von Bixiou, dem Zöglinge des Malers Gros, heimlich unterstützt, in jenem berühmten Atelier, aus welchem so viele verschiedene Talente hervorgegangen sind. Der 20. März kam. Philipp Bridau ging wieder zum Kaiser, begleitete ihn nach den Tuileries und wurde zum Rittmeister bei den Dragonern der Garde ernannt. Nach der Schlacht bei Waterloo, in welcher er leicht verwundet wurde, zog er sich nach der Loire zurück. Er ward entlassen, behielt zwar sein Kreuz, wurde aber auf halben Sold gesetzt.

Joseph, um die Zukunft bekümmert, studirte zu jener Zeit mit einem Eifer, der ihn, mitten in diesem Orkane von Begebenheiten, mehrere Male krank machte.

„Das macht der Geruch der Malerei," sprach Agathe zu der Descoings; „er thäte wohl, wenn er einen Stand aufgäbe, der seiner Natur zuwider ist."

Agathe war damals nur um ihren Sohn, den Escadronchef, bekümmert. Im Jahre 1816 sahe sie ihn wieder. Anstatt ungefähr siebentausend Franks Gage, die ein Rittmeister der kaiserlichen Gardedragoner hatte, bekam er einen halben Sold von hundertfunfzig Franks monatlich. Sie ließ für einige Ersparnisse, die sie gemacht, die Mansarde über der Küche für ihn einrichten. Philipp war einer der eifrigsten Bonapartisten des Café Lemblin, ein echtes constitutionelles Böotien; er nahm hier die Gewohnheiten, Manieren, den Styl, die Lebensweise der Officiere auf halben Sold an, und übertrieb dies Alles, wie es jeder junge

Mann von einundzwanzig Jahren gethan haben würde, schwor den Bourbons im Ernste einen ewigen Haß, söhnte sich nicht wieder mit ihnen aus und ließ alle Gelegenheiten, die sich ihm darboten, um wieder als Escadronchef in den Dienst zu treten, unbenutzt. In den Augen seiner Mutter schien er einen großen Charakter zu entfalten. „Der Vater würde es nicht besser gemacht haben,“ sprach sie. Sein Halbsold reichte für ihn hin; er kostete der Familie nichts; Joseph allein lag den beiden Wittwen zur Last.

Von dieser Zeit an verrieth sich Agathens Vorliebe für Philipp. Bis dahin war sein Vorzug ein Geheimniß gewesen; aber die Verfolgung eines dem Kaiser treuen Soldaten, das Andenken an die Wunde dieses geliebten Sohnes, sein Muth im Unglücke, das, obgleich es freiwillig, für sie doch ein edles Unglück war, machten, daß Agathens Zärtlichkeit zum Ausbruche kam. Der Ausdruck: Er ist unglücklich! rechtfertigte Alles. Joseph, dessen Charakter jene feine fröhliche Einfalt hatte, die sich beim Eintritte ins Leben in der Seele des Künstlers findet, und der übrigens in einer gewissen Bewunderung seines großen Bruders erzogen worden war, betrübte sich keineswegs über den Vorzug, welchen die Mutter diesem Bruder gab, rechtfertigte denselben vielmehr und theilte die Verehrung für einen Braven, der in der Schlacht Napoleons Befehle getragen und bei Waterloo verwundet worden war. Wie hätte er auch die Ueberlegenheit dieses großen Bruders, den er auf dem Maifelde in der schönen Uniform der Gardedragoner seine Escadron befehligen gesehen, in Zweifel ziehen können.

Trotz dieser Bevorzugung des ältern Bruders zeigte sich Agathe übrigens als vortreffliche Mutter; sie liebte Joseph,

aber ohne Verblendung — das war Alles. Joseph betete seine Mutter an, während Philipp sich von ihr anbeten ließ. Er milderte indeß für sie seine soldatische Brutalität, verheimlichte aber keineswegs seine Geringschätzung Josephs, wenn er sie auch freundschaftlich ausdrückte. Da er denselben in seinem siebzehnten Jahre ganz von seinem gewaltigen Kopfe beherrscht, von angestrengter Arbeit abgemagert, hinfällig und kränklich sahe, nannte er ihn: Weichling. Ohne die Unbekümmertheit des Künstlers und dessen Glauben an die bei den Soldaten unter ihrem brutalen Aeußern versteckte Güte, wären Philipps stets schutzherrliche Manieren beleidigend gewesen. Er, der arme Junge, wußte noch nicht, daß der Kriegsmann von echtem Talente sanft und höflich ist, wie die andern ausgezeichneten Leute. Das Genie ist sich in Allem gleich.

„Armer Junge!“ sprach Philipp zu seiner Mutter; „man muß ihm nicht zusetzen, lassen Sie ihn sich die Zeit vertreiben.“

Diese Geringschätzung erschien in den Augen der Mutter als ein Beweis brüderlicher Zärtlichkeit.

„Joseph wird stets seinen Bruder lieben!“ dachte sie.

Im Jahre 1817 erhielt Joseph von seiner Mutter die Erlaubniß, den an die Mansarde grenzenden Boden in seine Werkstätte zu verwandeln. Die Descoings gab ihm einiges Geld zur Anschaffung der zum Malerhandwerke unentbehrlichen Dinge. Mit dem Geiste und Eifer, die den Beruf begleiten, ordnete Joseph in seiner ärmlichen Werkstatt Alles selbst an. Der Hauseigenthümer ließ, auf Bitten der Descoings, das Dach öffnen und ein Chassis daran anbringen. Dieser Boden wurde ein geräumiger Saal, den

Joseph chocolatenfarben anstrich. An die Wände hing er einige Skizzen, Agathe setzte, obgleich ungern, einen kleinen eisernen Ofen hinein — und Joseph konnte nun dort arbeiten, ohne die Werkstätte seines Meisters Gros zu vernachlässigen.

Die constitutionelle Partei, von den Officieren auf halben Sold und den Bonapartisten unterstützt, beunruhigte damals im Namen der Charte, die Niemandem anstand, die Kammer, und zettelte mehrere Verschwörungen an. Philipp, der sich darein mischte, ward verhaftet und dann wegen mangelnder Beweise wieder freigelassen. Der Kriegsminister strich ihn aus den Listen. Frankreich war nicht mehr haltbar, Philipp mußte in irgend eine von den verlockenden Agenten gelegte Schlinge fallen. Man sprach damals viel von diesen Agenten. Während Philipp in den verdächtigen Kaffeehäusern Billard spielte und sich daran gewöhnte, kleine Gläser verschiedener Liqueurs auszuschlürfen, war Agathe in tödtlicher Angst um diesen großen Mann der Familie. Abends wurden die beiden Wittwen immer noch von den drei alten Freunden besucht, die ihre Meinung über Josephs Beruf gesagt, und die sich zu sehr daran gewöhnt hatten, alle Abende denselben Weg zu machen, die Treppe der beiden Wittwen hinaufzusteigen und sie wartend und bereit zu finden, sie über die Eindrücke des Tages zu befragen, als daß sie dieselben jemals hätten verlassen können. Das Ministerium des Innern hatte bei den Epurationen von 1816 Claparon beibehalten, einen jener Zitterer, welche halblaut die Nachrichten des Moniteurs verkündigen und dabei sagen: „Compromittiren Sie mich nicht!“ Desroches, der einige Zeit nach dem alten du Bruel in Ruhe

gesetzt worden war, stritt noch um seine Pension. Diese drei Weisen Griechenlands, welche Zeugen von Agathens Verzweiflung waren, gaben ihr den Rath, den Rittmeister auf Reisen zu schicken.

„Man spricht von Verschwörungen, und Ihr Sohn wird bei seinem Charakter das Opfer irgend eines solchen Unternehmens sein; denn es giebt immer Verräther."

„Zum Henker! er ist von dem Holze, aus dem der Kaiser seine Marschälle schnitzte, und er darf seinen Stand nicht aufgeben," sprach du Bruel leise, indem er im Saale herumsahe. „Mag er im Oriente oder in Indien dienen!...

„Aber seine Gesundheit?" sagte Agathe.

„Warum nimmt er keine Stelle an?" sprach der alte Desroches; „es bilden sich so viele besondere Administrationen; ich für meine Person werde, sobald meine Pensionsangelegenheit in Ordnung ist, als Bureauchef in eine Assecuranz-Compagnie treten."

„Philipp ist Soldat, er liebt nur den Krieg," entgegnete Agathe.

„Nun, so sollte er klug sein, und bitten, ihn wieder in Dienst zu nehmen."

„Er sollte Diesen dienen?" rief die Wittwe. „O, das mag ich ihm nie rathen."

„Sie haben Unrecht," versetzte du Bruel. „Mein Sohn ist durch den Herzog von Navarreins angestellt worden. Die Bourbons sind sehr gut mit denen, die sich aufrichtig an sie anschließen. Ihr Sohn würde bald Oberstlieutenant werden."

„Man will nur Adelige haben," rief die Descoings.

Die erschreckte Agathe bat Philipp, ins Ausland zu

gehen und dort bei irgend einer Macht, die einen Ordonnanzofficier des Kaisers gewiß gern aufnehmen würde, in Dienst zu treten.

„Den Fremden dienen!“ rief Philipp mit Abscheu.

Agathe umarmte ihren Sohn mit Rührung und sprach: „Er ist ganz und gar wie sein Vater!“

„Er hat Recht,“ sagte Joseph, „der Franzose ist zu stolz auf sein Vaterland, als daß er dem Auslande dienen sollte. Napoleon wird vielleicht noch einmal zurückkehren!“

Um seiner Mutter zu gefallen, hatte Philipp nun die prächtige Idee, sich nach Nordamerika zum General Lallemant zu begeben und zur Gründung des Champ-d'Asile, einer der fürchterlichsten Mystificationen, die unter dem Namen nationaler Subscriptionen bekannt sind, mit beizutragen. Seine Mutter gab ihm zehntausend Franks von ihren Ersparnissen, und verwendete tausend Franks dazu, ihn, im Jahre 1818, nach Hâvre zu geleiten und dort einzuschiffen. Sie lebte nun von den sechshundert Franks, die ihr von ihren Renten übrig waren, und hatte den glücklichen Einfall, die noch übrigen ersparten zehntausend Franks sogleich in das Staatshauptbuch eintragen zu lassen, so daß sie davon auch noch siebenhundert Franks Interessen zog.

Joseph wollte seiner Mutter dieses Opfer erleichtern. Er trug gemeine Kleider, grobe Schuhe und blaue Strümpfe, versagte sich die Handschuhe, brannte Steinkohlen und lebte von Brot, Milch und Käse. Der arme Junge ward nur aufgemuntert von der alten Descoings und von Bixiou, seinem Genossen in der Schule und im Atelier, der damals, obgleich er eine kleine Stelle bei dem Ministerium hatte, seine bewundernswerthen Caricaturen machte.

„Mit welcher Freude habe ich den Sommer des Jahres 1818 kommen sehen!“ hat Bridau oft gesagt, wenn er von seinem ehemaligen Elende erzählte. „Die Sonne ersparte mir die Kosten für Kohlen.“

Im Punkte der Farbe schon eben so stark, wie Gros besuchte er seinen Lehrer nur noch, um ihn um Rath zu fragen. Er dachte damals an einen offenen Bruch mit den Classikern; er wollte die griechischen Manieren aufheben und die Grenzen durchbrechen, in die man eine Kunst einzwängte, welcher die Natur angehört, wie sie ist, in der Allmacht ihrer Schöpfungen und Phantasien. Joseph bereitete sich auf den Kampf vor, der seit seinem Erscheinen im Salon im Jahre 1823 nicht wieder aufhörte.

Das Jahr 1819 war furchtbar. Roguin, der Notar der Madame Bridau und der Descoings verschwand, und nahm alles von dem Nießbrauche zurückbehaltene Geld, das schon 2000 Franks Zinsen bringen mußte, mit sich fort. Drei Tage nach diesem Unglücke kam aus New-York ein Wechsel von 1000 Franks an, den der Rittmeister Philipp auf seine Mutter gezogen hatte. Der arme Mensch hatte, getäuscht, wie so viele Andere, im Champ-d'Asile Alles verloren. Dieser Brief, der Madame Bridau, die Descoings und Joseph in die tiefste Betrübniß versetzte, sprach von Schulden, welche der Rittmeister in New-York, wo Unglücksgefährten für ihn bürgten, gemacht hatte.

„Ich bin es ja, die ihn gezwungen hat, sich einzuschiffen!“ sprach die arme Mutter, sinnreich in der Rechtfertigung der Fehler Philipps.

„Ich rathe Ihnen nicht, liebe Nichte, ihn noch oft dergleichen Reisen machen zu lassen,“ sprach die alte Descoings.

Madame Descoings war heroisch. Sie gab zwar immer tausend Thaler jährlich an Madame Bridau, spielte aber doch auch stets noch ihre Terne, die seit 1801 nicht herausgekommen war. Um diese Zeit fing sie an, die Ehrlichkeit der Administration zu bezweifeln. Sie beschuldigte die Regierung, und hielt sie dessen für sehr fähig, daß sie die drei Nummern aus der Urne weglassen, um die rasenden Einsätze der Spieler zu erzwingen. Nach einer schnellen Prüfung der Hilfsquellen schien es unmöglich, ohne den Verkauf eines Theils der Renten, tausend Franks aufzubringen. Die beiden Frauen sprachen von dem Verkaufe des Silberzeugs, eines Theils des Leinenzeugs und des überflüssigen Mobiliars.

Durch solche Reden erschreckt, suchte Joseph den Maler Gros auf und schilderte ihm seine Lage. Der große Maler erlangte für seinen Schüler zwei Copien des Portraits Ludwigs XVIII. für das Ministerium des Hauses des Königs, jede zu fünfhundert Franks. Obgleich nun Gros sonst wenig verschenkte, so führte er Joseph doch zu seinem Farbenhändler und ließ ihm dort für seine Rechnung die nöthigen Farben geben. Diese tausend Franks sollten aber erst nach Ablieferung der Copien gezahlt werden. Joseph machte nun vier kleine, recht hübsche Gemälde, verkaufte sie an Bilderhändler und brachte die tausend Franks, die er dafür bekommen, seiner Mutter. Auf jenen Wechselbrief folgte ein anderer Brief, worin der Rittmeister von seiner Abreise auf einem Packetboote, dessen Capitain ihn auf sein Ehrenwort mitnahm, meldete. Er zeigte zugleich an, daß er bei seiner Landung in Hâvre zur Bezahlung des Fahrgeldes noch tausend Franks nöthig habe.

„Gut," sagte Joseph; „ich werde dann meine Copien

fertig haben, und Du kannst ihm die tausend Franks bringen."

„Du thust wohl, Joseph!" rief Agathe, und umarmte ihn weinend; „Gott wird Dich segnen! Du liebst diesen armen Verfolgten! Er ist unser ganzer Ruhm, unsre ganze Zukunft! So jung, so brav und so unglücklich! Alles ist gegen ihn, wir Drei wollen wenigstens für ihn sein!"

„Du siehest wohl, daß die Malerei zu Etwas nütze ist!" rief Joseph, der ganz glücklich war, daß er von seiner Mutter endlich die Erlaubniß bekam, ein großer Künstler zu werden.

Madame Bridau eilte ihrem vielgeliebten Sohne, dem Rittmeister Philipp, entgegen. Sobald sie erst in Hâvre war, ging sie alle Tage um den runden, von Franz I. erbaueten Thurm herum, erwartete das amerikanische Schiff und ward von Tage zu Tage unruhiger. Die Mütter allein wissen, wie sehr derartige Leiden die Mütterlichkeit beleben. An einem schönen Octobermorgen des Jahres 1822 kam das Packetboot an, ohne den geringsten Schaden und Unfall erlitten zu haben. Auf den rohesten Menschen macht die Luft des Vaterlandes und der Anblick einer Mutter stets einen gewissen Eindruck, besonders nach einer mühevollen Reise. Philipp war daher auch lebhaft gerührt und Agathe dachte deßhalb: „O, wie lieb hat er mich!" Der Officier aber liebte nur eine einzige Person auf der Welt. Diese Person war der Rittmeister Philipp. Seine Unfälle in Texas, sein Aufenthalt in New-York — ein Land, wo die Speculation und der Individualismus auf den höchsten Grad getrieben sind, wo die Brutalität der Interessen bis zum Cynismus steigt, wo der von Natur isolirte Mensch gezwungen wird,

in seiner Kraft einherzugehen, und sich in jedem Augenblicke zum Selbstrichter in seiner eigenen Sache zu machen, wo es keine Höflichkeit giebt — kurz, die geringsten Begebnisse dieser Reise hatten in Philipp die schlechten Neigungen des Kriegsknechtes entwickelt: er war brutal, Trinker, Raucher, selbstisch, unhöflich geworden. Elend und physische Leiden hatten ihn verschlechtert. Uebrigens sahe er sich für verfolgt an. Diese Meinung hat gewöhnlich die Wirkung, daß sie unverständige Leute verfolgerisch und unduldsam macht. Das Universum begann bei seinem Kopfe und endigte bei seinen Füßen. Die Sonne lief nur für ihn um. Kurz, der Anblick von Ney-York, gedeutet durch diesen rührigen Menschen, hatte ihm die geringsten Scrupel im Punkte der Moralität genommen. Wesen von dieser Gattung haben nur zwei Arten, zu sein: sie glauben entweder, oder sie glauben nicht; sie haben entweder alle Tugenden des Biedermannes, oder sie überlassen sich allen Forderungen der Nothwendigkeit; zuletzt gewöhnen sie sich daran, ihre geringsten Interessen, jeden momentanen Wunsch zur Nothwendigkeit zu erheben — ein System, welches weit gehet.

Der Rittmeister hatte, aber bloß dem Scheine nach, die Geradheit, den Freimuth, das Sichgehenlassen des Kriegsmannes behalten, was ihn äußerst gefährlich machte. Er schien treuherzig wie ein Kind; da er aber nur an sich zu denken hatte, so that er nie etwas, ohne vorher überlegt zu haben, was er thun mußte, eben so, wie ein verschlagener Advocat über irgend einen Kniff nachdenkt. Die Worte kosteten ihm nichts, er gab deren so viele, wie man nur davon glauben wollte. Fiel es Jemandem unglücklicherweise ein, die Erklärungen nicht anzunehmen, durch welche er die Wi-

dersprüche zwischen seinen Reden und seinem Benehmen rechtfertigte, so war der Rittmeister, der sehr gut mit Pistolen schoß, der den geschicktesten Fechtmeister herausfordern konnte, und die Kaltblütigkeit Derer besaß, denen das Leben gleichgiltig ist, bereit, wegen des geringsten bittern Wortes Rechenschaft zu fordern, und schien sich überhaupt leicht zu Thätlichkeiten hinreißen zu lassen, die jede gütliche Ausgleichung unmöglich machten.

Seine imposante Statur hatte Rundheit bekommen; sein Gesicht hatte sich während seines Aufenthaltes in Texas broncirt, und er behielt das kurze Sprechen und den schneidenden Ton des Mannes bei, der genöthigt ist, sich mitten unter der Bevölkerung von New-York Achtung zu verschaffen. So beschaffen, einfach gekleidet, der Körper durch die neuen Mühseligkeiten sichtlich abgehärtet, erschien Philipp seiner armen Mutter wie ein Held; aber er war in der That nichts weiter geworden, als was das Volk sehr kräftig einen Schnapphahn nennt. Erschrocken über die Armseligkeit ihres geliebten Sohnes, schaffte ihm Madame Bridau in Hâvre eine vollständige Garderobe an. Wenn sie die Erzählung seiner Unglücksfälle anhörte, so hatte sie nicht die Kraft, ihn zu verhindern, daß er aß, trank und sich belustigte, wie ein Mann, der aus dem Champ-d'Asile zurückkam, essen, trinken und sich belustigen mußte.

Die Eroberung von Texas durch die Reste der kaiserlichen Armee war gewiß ein schöner Einfall, aber sie ward verfehlt, weniger durch die Dinge, wie durch die Menschen, weil Texas heuer eine hoffnungsvolle Republik ist. Diese Erfahrung des Liberalismus unter der Restauration giebt einen kräftigen Beweis davon, daß seine Interessen rein-

egoistisch und keineswegs national, in Frankreich und nicht anderwärts waren. Weder die Menschen, noch die Oerter, weder die Idee, noch die Aufopferung waren Schuld daran; aber wohl die Thaler und die Hilfe jener heuchlerischen Partei, der ungeheure Summen zu Gebote standen, und die nichts gab, als es sich um das Wiederfinden eines Kaiserreiches handelte.

Die Hausfrauen von Agathens Gattung haben einen gesunden Verstand, der sie solcherlei politische Betrügereien ahnen macht. Als die arme Mutter Philipps Erzählungen gehört, erkannte sie die Wahrheit; denn sie hatte, aus Theilnahme für den Proscribirten, während seiner Abwesenheit die pomphaften Aufforderungen der Constitutionellen gehört und auf jene famose Subscription Acht gegeben, welche sich kaum auf hundertundfunfzigtausend Franks belief, da doch fünf bis sechs Millionen nöthig waren. Die Häupter des Liberalismus hatten schnell bemerkt, daß sie gerade zu Ludwigs XVIII. Gunsten handelten, indem sie die glorreichen Trümmer unserer Heere aus Frankreich ausführten, und sie ließen die Ergebensten, die Eifrigsten, die Enthusiastischsten, diejenigen, welche zuerst vortraten, im Stiche. Agathe konnte es ihrem Sohne nie erklären, wie er zugleich Gimpel und Verfolgter war. Im Glauben an ihr Idol klagte sie sich der Unwissenheit an, und beweinte das Unglück der Zeiten, das Philipp traf. In allen seinen Leiden war er bisher wirklich weniger fehlerhaft, als Opfer seines schönen Charakters, seiner Energie, des Sturzes des Kaisers und der Erbitterung der Bourbons gegen die Bonapartisten.

Während dieser in Havre verlebten, schrecklich kostspieligen Woche wagte sie es nicht, ihm zu rathen, sich mit der

königlichen Regierung auszusöhnen und sich dem Kriegsminister vorzustellen; sie hatte genug zu thun, ihn, als sie nur noch die Reisekosten hatte, aus Hâvre, wo sich's schrecklich theuer lebt, zu entfernen und nach Paris zu führen.

VI.

Mariette.

Die Descoings und Joseph, welche den Geächteten im Hofe des königlichen Posthauses erwarteten, erstaunten über die Veränderung in Agathens Gesicht.

„Deine Mutter ist in zwei Monaten zehn Jahre älter geworden," sagte die Descoings zu Joseph mitten unter den Umarmungen, und während man die beiden Koffer abladete.

„Guten Tag, Mutter Descoings!" war die zärtliche Anrede für die alte Gewürzkrämerin, welche Joseph liebreich Mama Descoings nannte.

„Wir haben kein Geld für einen Lohnkutscher," sagte Agathe mit trauernder Stimme.

„Ich habe Geld dazu," antwortete der junge Maler. „Mein Bruder hat eine superbe Farbe!" rief er beim Anblicke des Rittmeisters.

„Ich habe mich gerundet wie eine Pfeife, aber Du hast Dich nicht verändert, mein Kleiner!"

Joseph, der damals einundzwanzig Jahre zählte und von einigen Freunden gehörig erkannt und auf seiner Bahn der Prüfungen und Arbeiten unterstützt wurde, fühlte seine Kraft und hatte das Bewußtsein seines Talentes; er repräsentirte die Malerkunst in einer Gesellschaft junger Leute, deren Leben den Künsten, Wissenschaften, der Politik und der

Philosophie gewidmet war. Deshalb beleidigte ihn der Ausdruck der Geringschätzung, den sein Bruder noch durch eine Gebehrde verstärkte. Philipp drehete ihm den Ohrzipfel, wie einem Kinde. Agathe bemerkte die Art von Kälte, welche bei Joseph und der Descoings auf den Erguß ihrer Gefühle folgte und machte Alles dadurch wieder gut, daß sie von den Leiden erzählte, welche Philipp während seines Exiles erlitten. Die Descoings, welche aus dem Tage der Rückkehr des Kindes, das sie (aber ganz leise) ein Wunderkind nannte, einen Festtag machen wollte, hatte ein möglichst gutes Diner bereitet und dazu den alten Claparon und Desroches, den Vater, eingeladen. Joseph hatte Léon Giraud, von Arthez, Michael Chrestien, Fulgenz Ridal und Bianchon, seine Freunde, davon benachrichtigt. Die Descoings sagte zu Bixiou, ihrem angeblichen Neffen, die jungen Leute würden unter einander ein Spielchen écarté machen. Desroches, der Sohn, der nach dem starren Willen seines Vaters ein Student der Rechte geworden war, nahm auch Theil an der Gesellschaft. Du Bruel, Claparon, Desroches und der Abbé Loraux prüften den Proscribirten, dessen grobe Manieren und Haltung, dessen durch den Gebrauch der Liqueurs verdorbene Stimme, pöbelhafte Redensarten und Blicke sie erschreckten. Während also Joseph die Spieltische arrangirte, umringten die ergebensten Freunde Agathen und fragten sie: „Was gedenken Sie mit Philipp zu machen?“

„Ich weiß es nicht,“ entgegnete sie, „aber er will nicht dienen.“

„Es ist sehr schwer, für ihn in Frankreich eine Stelle zu finden. Wenn er nicht wieder in das Heer eintritt, so

wird er auch nicht so bald bei der Administration ein Unterkommen finden," sagte der alte du Bruel. „Man braucht ihn wahrhaftig nur zu hören, um einzusehen, daß er nicht, wie mein Sohn, die Hilfsquelle hatte, Theaterstücke zu schreiben."

Aus der Bewegung der Augen, mit welcher Agathe antwortete, begriff ein Jeder, wie sehr sie Philipps Zukunft beunruhigte. Keiner von ihnen konnte ihm helfen; sie schwiegen. Der Proscribirte, Desroches und Bixiou spielten à l'écarté, ein Spiel, das damals sehr im Gange war.

„Mama Descoings, mein Bruder hat kein Geld zum Spielen," sagte Joseph der guten, vortrefflichen Frau ins Ohr.

Die Spielerin in der königlichen Lotterie holte zwanzig Franks und gab sie dem Künstler, der sie seinem Bruder heimlich in die Hand steckte. Alle Gäste waren versammelt. *) Philipp zeigte sich als einen schlechten Spieler. Nachdem er anfänglich Viel gewonnen, verlor er; dann, gegen elf Uhr war er an den jungen Desroches und Bixiou funfzig Franks schuldig. Der Lärm und Streit an ihrem Spieltische drang mehrere Male zu den Ohren der friedlichen Bostonspieler, welche Philipp verstohlen beobachteten. Der Proscribirte führte sich so schlecht auf, daß der alte Desroches seinem Sohne, der auch keiner der Besten war, bei dem letzten Streite das Spiel verbot, und ihm Unrecht gab, obgleich er Recht hatte. Madame Descoings machte es mit ihrem Enkel eben so, denn dieser fing schon an, so

---

*) An zwei Tischen wurde Boston gespielt, und die Gesellschaft wurde munter.

witzige Worte auszuwerfen, daß sie Philipp nicht verstand, welche diesen grausamen Spötter in Gefahr bringen konnten, im Falle einer seiner spitzigen Pfeile in den dicken Verstand des Rittmeisters eingedrungen wäre.

„Du wirst müde sein,“ sagte Agathe ihrem Philipp ins Ohr. „Komm, lege Dich zur Ruhe.“

„Die Reisen bilden die Jugend,“ sprach Bixiou lächelnd, als sich der Exofficier mit seiner Mutter entfernt hatte.

Joseph, der sich früh zu Bette legte und mit Tagesanbruch aufstand, sahe das Ende der Gesellschaft nicht.

Als Agathe und die Descoings am andern Morgen im ersten Zimmer das Frühstück bereiteten, so konnten sie sich nicht enthalten, zu meinen, daß die Abendgesellschaften sehr theuer werden würden, wenn Philipp fortführe, dieses Spiel zu spielen, wie sich die Descoings ausdrückte.

Diese alte, damals zweiundsiebzigjährige Frau, machte den Vorschlag, das Mobiliar ihrer Wohnung in der zweiten Etage zu verkaufen, dieselbe dem Eigenthümer, der sie gern wieder haben wollte, zurückzugeben, aus Agathens Salon ihr Zimmer zu machen, und das vordere Zimmer in einen Speisesaal zu verwandeln. Man würde auf diese Weise jährlich siebenhundert Franks ersparen, und diese Einschränkung in der Ausgabe würde gestatten, dem Philipp einstweilen monatlich siebenhundert Franks zu geben. Agathe ging in den Vorschlag ein.

Als der Rittmeister herunterkam und ihn seine Mutter gefragt hatte, ob er sich in seinem kleinen Gemache wohl befunden habe, setzten ihm die beiden Wittwen die Lage der Familie auseinander. Sie besaßen, wenn sie ihre Einkünfte

zusammenwarfen, fünftausend dreihundert Franks Renten, von denen die viertausend Franks der Descoings Leibrenten waren. Die Descoings gab dem Bixiou, den sie seit zwei Jahren für ihren Enkel erkannte, sechshundert Franks Jahrgeld und eben soviel dem Joseph. Der Rest ihres Einkommens wurde mit dem Agathens auf das Hauswesen und ihre Unterhaltung verwendet. Alle ihre Ersparnisse waren fort.

„Sein Sie ruhig," sprach der Exofficier, „ich werde mir eine Stelle suchen und will Ihnen nicht zur Last liegen; für den Augenblick bitte ich nur um Tisch und Wohnung."

Agathe umarmte ihren Sohn und die Descoings steckte ihm hundert Franks zu, um seine Spielschuld vom vorigen Abende zu bezahlen.

In zehn Tagen ging der Verkauf des Mobiliars, die Zurückgabe der Wohnung und die innere Veränderung in Agathens Wohnung mit einer Schnelligkeit vor sich, die man nur in Paris siehet. Während dieser zehn Tage ging Philipp nach dem Frühstücke regelmäßig aus, kam zum Mittagsmahle wieder, ging Abends aus und kehrte erst gegen Mitternacht zurück, um sich zu Bette zu legen. Folgendes sind die Gewohnheiten, die er maschinenmäßig annahm, und die bei ihm einwurzelten. Er ließ auf den Pont-Neuf seine Stiefel für die zwei Sous wichsen, die er hätte geben müssen, wenn er über die Brücke des Arts gegangen wäre, um zum Palais-Royal zu gelangen, wo er zwei kleine Gläser Branntwein trank, während er die Journale las — eine Beschäftigung, die ihn bis gegen Mittag hinhielt. Um diese Zeit ging er über die Straße Vivienne und begab sich in's Café Minerve, wo damals die liberale Politik verhan-

delt wurde, und wo er mit ehemaligen Officieren Billard spielte. Er mochte nun gewinnen oder verlieren, genug, er stürzte drei bis vier Gläser verschiedener Liqueurs hinunter und rauchte zehn Cigarren, indem er auf den Straßen herumstrich. Wenn er Abends in der holländischen Tabagie noch einige Pfeifen geraucht hatte, so ging er in den Spielsaal. Hier gab ihm der Aufwärter eine Karte und eine Stecknadel; er erkundigte sich bei einigen ausgedienten Spielern nach dem Stande des Roth und Schwarz, und setzte im günstigsten Momente zehn Franks, ohne jemals mehr als drei Umgänge zu spielen. Wenn er, was fast immer der Fall war, gewonnen hatte, so verzehrte er eine Bowle Punsch und ging in seine Mansarde zurück; dann aber sprach er von Ermordung der Ultra's, der Leibwache und sang auf den Treppen: Veillons au salut de l'empire! (Laßt uns für das Wohl des Kaiserreichs wachen!) Wenn ihn seine arme Mutter hörte, sagte sie: „Philipp ist heute Abend recht lustig." Sie ging hinauf und umarmte ihn, trotz dem übeln Geruche vom Punsche, Schnapse und Taback.

„Du mußt mit mir zufrieden sein, liebe Mutter," sagte er zu ihr gegen das Ende Januars; „ich führe das regelmäßigste Leben von der Welt."

Philipp hatte mit ehemaligen Cameraden fünf Male beim Restaurateur gegessen; sie hatten einander den Stand ihrer Angelegenheiten mitgetheilt und viel von den Hoffnungen gesprochen, welche damals ein Project zur Befreiung des Kaisers erregte. Unter diesen ehemaligen Cameraden hatte Philipp einen alten Rittmeister der Gardedragoner, Namens Giroudeau, in dessen Compagnie er zuerst gedient, besonders lieb. Dieser wurde Ursache, daß Philipp zum

Schnapse, zur Cigarre, zum Spiele und zum Billard noch ein fünftes Rad hinzufügte.

Eines Abends, im Anfange Februars, führte Giraudeau Philipp in's Theater de la Gaieté, in eine, einem kleinen, seinem Neffen Finot gehörigen Journale eingeräumte Loge, wo er die Casse führte, die Schreiberei besorgte ꝛc.

Die beiden Freunde waren nach Sitte der bonapartistischen, der constitutionellen Opposition angehörigen Officiere gekleidet, und trugen einen weiten, bis an's Kinn zugeknöpften, auf die Fersen herabhängenden Oberrock, die Rosette der Ehrenlegion, und einen bleibeschlagenen Stock, mit einem geflochtenen Riemen. Als sie in die Loge traten, öffneten sie einander ihr Herz. Mitten durch die Dünste einer gewissen Anzahl von Bouteillen Wein und Gläsern Schnaps hindurch zeigte Giroudeau seinem Freunde auf der Bühne eine kleine, dicke Figurantin, Namens Florentine, dessen Liebe er durch die Allmacht des Journals erlangt hatte.

„Ei, dachte Philipp, wenn dieser respectable Giroudeau, trotz seinem Schädel, der so glatt ist wie mein Knie, trotz seinen achtundvierzig Jahren, seinem Dickbauche, seinem Winzergesichte und seiner Kartoffelnase, der Freund der Figurantin ist, so muß ich der Freund der ersten Actrice in Paris werden.“

„Wo findet man dergleichen?“ sprach er ganz laut zu Giroudeau.

„Ich werde Dich heute Abend bei Florentinen einführen.“

„Ei! aber?“ ... sagte Philipp.

„Pah!“ entgegnete Giroudeau, „die echte Liebe ist blind.“

Nach dem Schauspiele führte Giroudeau Philipp zu

Mademoiselle Florentine, welche in der Straße Crussol, nicht weit vom Theater, wohnte.

„Halten wir uns gut,“ sprach Giroudeau; „sie hat ihre Mutter bei sich. Mein Theurer, es ist eine gute Frau; sie war Pförtnerin, es fehlte ihr aber nicht an Verstande. Sie heißt Cabirolle. Nenne sie Madame, sie hält viel darauf.“

Florentine hatte an jenem Abende eine Freundin bei sich, eine gewisse Demoiselle Martha Godeschal, schön wie ein Engel; kalt wie eine Tänzerin, und außerdem eine Schülerin des Vestris, welcher ihr das glänzendste choregraphische Loos prophezeiete. Mademoiselle Godeschall wollte unter dem Namen Mariette zuerst im Panorama Dramatique auftreten und rechnete auf die Protection eines ersten Kammerherrn des Königs, dem sie Vestris schon seit lange vorstellen durfte. Vestris aber, der in jener Zeit noch blühete, fand sie noch nicht gebildet genug. Die ehrgeizige Godeschall machte ihren Falschnamen Mariette berühmt, und ihr Ehrgeiz war übrigens sehr löblich. Ihr Bruder war Schreiber bei einem Advocaten. Sie waren Waisen und dürftig, liebten sich aber einander, und hatten das Leben gesehen, wie es in Paris ist. Der Bruder wollte Advocat werden, um seine Schwester verheirathen zu können; die Schwester hatte kaltblütig beschlossen, Tänzerin zu werden, und von ihrer Schönheit und ihren Schenkeln so viel Nutzen zu ziehen, um ihrem Bruder eine Advocaten-Stelle kaufen zu können. Alles, was außer ihren Gefühlen für einander, ihren Interessen und ihrem gemeinschaftlichen Leben lag, war für sie, wie für die Römer und Hebräer, barbarisch, fremd, feindlich. Diese so schöne Freundschaft, die nichts trübte, erklärte Mariette denen, die sie genau kannten.

Bruder und Schwester lebten damals in der achten Etage eines Hauses in der alten Tempelstraße. Mariette hatte ihr Studium im zwölften Jahre angefangen und zählte jetzt sechzehn Frühlinge. Ach! aus Mangel an Putz konnte ihre trippelnde, unter einem Shawl von Kaninchenhaar versteckte, in eisenbeschlagenen Stelzschuhen steckende, in Indienne gekleidete und schlecht gehaltene Schönheit nur von den Parisern errathen werden, die sich mit der Grisettenjagd befassen und den unglücklichen Schönheiten nachspüren.

Philipp verliebte sich in Marietten. Mariette sahe in ihm den Rittmeister der Gardedragoner, den Ordonnanzofficier des Kaisers, den jungen Mann von siebenundzwanzig Jahren und das Vergnügen, sich durch die offenbare Ueberlegenheit Philipps über Giroudeau, der Florentine überlegen zu zeigen. Florentine und Giroudeau – sie, um ihrer Freundin einen Beschützer zu verschaffen, er, um seinem Freunde gefällig zu sein, trieben Philipp und Mariette an, eine Verbindung mit einander zu knüpfen.

„Ich werde mit meinem Neffen Finot von Dir reden,“ sagte Giroudeau zu Philipp. „Siehest Du, Philipp, das Reich der Pekins und Phrasen ist gekommen! Unterwerfen wir uns! Heuer macht das Dintefaß Alles! Die Dinte ersetzt das Pulver, und das Wort ist an die Stelle der Kugel getreten. Uebrigens sind diese jungen Leute sehr sinnreich und recht gute Jungen. Besuche mich morgen in der Expedition des Journales, ich werde einige Worte mit meinem Neffen Deinetwegen gesprochen haben. Mariette, die Dich (täusche Dich nicht) in diesem Augenblicke nur nimmt, weil sie nichts hat, weder Engagement, noch Aussicht zum Debutiren, und der ich gesagt habe, daß Du auch an einem

Journale Theil nehmen wirst, wird Dir beweisen, daß sie Dich nur Deinetwegen liebt, und Du wirst ihr glauben! Mache es, wie ich, unterstütze die Figurantin, so lange Du kannst! Ich war so verliebt, daß ich, sobald Florentine ihren Pas tanzen wollte, Finot bat, ihren Debut zu verlangen; aber mein Neffe sprach zu mir: sie hat Talent, nicht wahr? Nun, an dem Tage, da sie zum ersten Male als Tänzerin auftritt, wird sie Dir den Stuhl vor die Thür setzen. Siehe, so sprach Finot! Du wirst einen echten Pfiffkopf an ihm finden."

Am andern Tage, um vier Uhr, war Philipp in der Straße du Sentier in einem kleinen Zwischengeschosse, wo er Giroudeau wie ein wildes Thier in einer Art Hühnerstall mit einem Katzenloche eingekäfigt sahe, worin sich ein kleiner Ofen, ein kleiner Tisch, zwei kleine Stühle und kleine Holzscheite befanden. Zur Verherrlichung dieses Apparates prangte über der Thür in schwarzen Buchstaben die Inschrift: Abonnementsbureau! Ueber dem Gitter hing ein Papier mit dem Worte: Casse. An der Wand gegenüber stand eine kleine Bank, auf dieser frühstückte damals gerade ein einarmiger Invalide, den Giroudeau wegen seiner gelben Gesichtsfarbe Coloquinte nannte.

„Allerliebst," sagte Philipp, als er das Zimmer betrachtete. „Was machst Du hier, Du, der in der Schlacht bei Eylau unter dem tapfern Obersten Chabert gedient hat? Potz Sapperlot, Oberofficiere ."

„Ei nun ja! hm! hm! ein Oberofficier, der Journalquittungen macht," entgegnete Giroudeau, sein schwarz seidenes Käppchen auf dem Kopfe festsetzend, „und der verantwortliche Herausgeber dieser Possen da!"

„Und ich, der ich in Aegypten gewesen bin, ich trage sie nach dem Stempelamte.“

„Still, Coloquinte!“ sprach Giroudeau; „Du stehest vor einem Braven, der in der Schlacht bei Montmirail des Kaisers Befehle getragen hat.“

„Achtung!“ sprach Coloquinte; „ich habe dort den fehlenden Arm verloren.“

„Hüte die Boutique, ich gehe zu meinem Neffen hinauf.“

Die beiden Rittmeister gingen nun in die vierte Etage in eine Mansarde, im Hintergrunde eines Corridors und fanden daselbst einen jungen Mann mit bleichem, kaltem Auge auf einem schlechten Sopha liegen. Der Pekin ließ sich nicht stören, bot ihnen jedoch Cigarren an.

„Mein Freund,“ sprach mit sanftem, unterthänigem Tone Giroudeau zu dem jungen Manne, „hier ist der brave Rittmeister, von dem ich Dir gesagt habe.“

„Nun?“ sagte Finot und maß den Philipp, der, gleich Giroudeau, seine ganze Energie in Gegenwart dieses Diplomaten der Presse verlor.

„Liebes Kind,“ sagte Giroudeau, „der Rittmeister kommt aus Texas zurück.“

„Ah, Sie sind in Texas, in Champ-d'Asile gewesen! Sie waren indeß noch sehr jung, um ein Landbauersoldat zu werden.“

Die Bitterkeit dieses Scherzes kann nur von denen begriffen werden, welche sich an die Fluth von Kupferstichen, Schirmen, Bronzen und Gypsfiguren erinnern, zu denen die Idee des Landbauersoldaten Veranlassung gab — ein großes Bild des Schicksals Napoleons und seiner Tapfern, das

zuletzt mehrere Vaudevilles erzeugte. Diese Idee hat wenigstens eine Million eingebracht. In den Provinzen findet man noch jetzt Landbauersoldaten auf den Papiertapeten. Wäre dieser junge Mann nicht Giroudeau's Neffe gewesen, so hätte ihm Philipp sicherlich ein Paar Maulschellen gegeben.

„Ja, ich bin dort gewesen, und habe daselbst zwölftausend Franks und meine Zeit verloren," versetzte Philipp und versuchte es, ein Lächeln zu erquälen."

„Und Sie lieben den Kaiser immer noch?"

„Er ist mein Gott," antwortete Bridau.

„Sie sind ein Liberaler?"

„Ich werde stets zu der constitutionellen Opposition gehören. O, Foy! O, Manuel! O, Lafitte! das sind noch Männer! Sie werden uns von jenen Wichten, die im Gefolge der Fremden zurückgekehrt sind, befreien!"

„Nun gut," entgegnete Finot kalt, „Sie müssen Nutzen von Ihrem Unglücke ziehen, denn sie sind ein Opfer der Liberalen, mein Lieber. Bleiben Sie liberal, wenn Sie etwas auf Ihre Meinung halten; aber drohen Sie den Liberalen, ihre Dummheiten in Betreff des Texas zu entschleiern. Sie können keinen Heller von der Nationalsubscription bekommen — nicht so? Nun, Sie sind in einer schönen Lage, fordern Sie Rechenschaft über die Subscription. Hören Sie, was Ihnen widerfahren wird: es ist unter dem Patronate der Deputirten der Linken ein neues Oppositionsjournal im Entstehen; Sie sollen mit tausend Thalern Gehalt Cassirer desselben werden — eine Stelle für die Ewigkeit. Es ist hinreichend, wenn Sie sich zwanzigtausend Franks Caution verschaffen; suchen Sie diese, und Sie sollen in acht Tagen

Beschäftigung haben. Ich werde den Rath geben, daß man Sie durch diese Stelle beschwichtigt; aber schreien Sie!“

Giroudeau ließ Philipp, der sich in Danksagungen ganz verlor, einige Stufen hinuntergehen und sprach dann zu seinem Neffen: „Ei Du bist ja drollig, Du lässest mich hier sitzen mit elfhundert Franks!“

„Das Journal wird kein Jahr erleben,“ antwortete Finot. „Ich habe Besseres für Dich, wie dies.“

„Sapperlot,“ sagte Philipp zu Giroudeau, „Dein Neffe ist ein Hauptkerl! Ich hatte gar nicht daran gedacht von meiner Lage, wie er es sagt, Nutzen zu ziehen.“

Abends zog Philipp im Café Lemblin, im Café Minerve auf die Liberalen los, welche Subscriptionen anstellten, welche nach Texas schickten, welche heuchlerisch von Landbauersoldaten sprächen, welche die Tapfern ohne Hilfe im Elende ließen, nachdem sie ihnen zwanzigtausend Franks aufgegessen und sie zwei Jahre lang an der Nase herumgeführt hätten.

„Ich werde Rechenschaft über die Subscription für das Champ-d'Asile fordern,“ sprach er zu Chatelain, einem der Alltagsgäste des Café Minerve.

Philipp kehrte nicht in die Straße Mazarine zurück, sondern ging zu Mariette, um ihr seine Mitwirkung an einem zukünftigen Journale, das zehntausend Abonnenten haben sollte, und worin ihre choregraphischen Ansprüche die wärmste Unterstützung finden würden, zu verkündigen. Agathe und die Descoings erwarteten Philipp in Todesängsten. Der Herzog von Berry war eben ermordet worden. Am andern Tage erschien der Rittmeister, einige Augenblicke nach dem Frühstücke. Als seine Mutter ihm von der Unruhe sagte,

die ihr seine Abwesenheit verursacht, ward er zornig, und fragte, ob er mündig sei.

„Sapperlot! ich bringe Ihnen eine gute Nachricht und Sie sehen aus, wie Katafalke. Der Herzog von Berry ist todt; nun, um so besser, so ist Einer weniger. Aber ich werde Cassirer eines Journales mit tausend Thalern Gehalt, und Sie sind nun meinetwegen aus aller Verlegenheit gerissen."

„Ist's möglich?" sagte Agathe.

„Ja, wenn Sie mir zwanzigtausend Franks Caution verschaffen können. Es kommt nur darauf an, daß Sie Ihre Renteninscription von dreizehntausend Franks deponiren; die Zinsen bekommen Sie deßhalb doch.

Die beiden Wittwen, welche sich seit zwei Monaten abmüheten, für Philipp ein paßliches Unterkommen auszumitteln, waren so glücklich über diese Aussicht, daß sie alle Katastrophen des Augenblicks vergaßen. Abends waren der alte du Bruel, Claparon, der dem Tode nahe war, der unbeugsame Desroches sämmtlich einstimmig: sie riethen der Wittwe Alle, für ihren Sohn Caution zu stellen.

Das Journal, welches glücklicherweise noch vor der Ermordung des Herzogs von Berry gegründet war, erschien unter den Schlägen der Gesetze, die damals gegen die Presse gegeben wurden. Die Obligation der Wittwe Bridau wurde bei dem Notare des Journales deponirt und für Philipp, der nun den Namen Cassirer bekam, als Caution angenommen. Dieser gute Sohn versprach sogleich den beiden Wittwen für Wohnung und Kost monatlich hundert Franks zu zahlen, und ward nun für das beste Kind ausgerufen. Die-

jenigen, welche nichts Gutes von ihm erwartet hatten, beglückwünschten Agathen.

„Wir haben ihn unrecht beurtheilt,“ sagte sie.

Um nicht hinter seinem Bruder zurückzubleiben, versuchte es der arme Joseph, für sich selbst zu sorgen, und es gelang ihm. Ein Vierteljahr nachher spielte der Rittmeister, der für vier Mann aß und trank, den Schwierigen und verleitete die beiden Wittwen unter dem Vorwande seines Kostgeldes zu übermäßigen Ausgaben für den Tisch, obgleich er noch keinen Heller bezahlt hatte. Weder seine Mutter, noch die Desroches wollte ihn aus Zartgefühl an sein Versprechen erinnern. Ein Jahr verging, ohne daß Philipp etwas bezahlte. Der Rittmeister hatte in dieser Hinsicht alle Skrupel seines Gewissens beschwichtigt: er aß selten zu Hause.

„Endlich ist er doch glücklich,“ sagte seine Mutter; „er ist ruhig, er hat seine Stelle.“

„Durch den Einfluß des Journales, welches Vernou, ein Freund Finots, Bixiou's und Giroudeau's redigirte, debutirte Mariette nicht im Panorama-Dramatique, sondern im Theater am Thore Saint-Martin, wo sie neben der Bégrand Beifall fand. Unter den Directoren dieses Theaters befand sich damals ein reicher, prunkender, ehemaliger Militair, der eine Schauspielerin liebte. In Paris finden sich stets Leute, die in Schauspielerinnen, Tänzerinnen oder Sängerinnen verliebt sind, und sich aus Liebe zu ihnen zu Theaterdirectoren machen. Dieser Officier kannte Philipp und Giroudeau. Da Finots kleines Journal und das Philipps dabei halfen, so war Mariettens Debut eine um so

schneller abgemachte Sache, als die Leidenschaften im Puncte der Thorheiten solidarisch zu sein scheinen.

Gegen Ende des Winters erzählte der boshafte Bixiou seiner Großmutter und der frömmelnden Agathe, daß der Cassirer Philipp, der Bravste der Braven, Marietten, die berühmte Tänzerin des Theaters am Thore Saint-Martin, liebe. Diese Nachricht war für die beiden Wittwen wie ein Donnerschlag. Zuvörderst machten Agathens religiöse Gesinnungen, daß sie die Theaterfrauen für Höllenbrände ansahe; dann schien es allen Beiden, als wenn diese Frauen von Golde lebten, Perlen tränken, und das größte Vermögen zerrütteten.

„Ei," sprach Joseph zu seiner Mutter, „glauben Sie denn, daß Philipp ein solcher Pinsel ist, ihr Gold zu geben? Diese Weiber richten nur die Reichen zu Grunde."

„Man spricht davon, sie bei der Oper zu engagiren," sagte Bixiou. „Aber haben Sie keine Bange, Madame Bridau, das diplomatische Corps zeigt sich am Thore Saint-Martin; sie wird es nicht lange mit Ihrem Sohne halten; es ist ein in Marietten vernarrter Ambassadeur vorhanden. Eine andere Neuigkeit! Vater Claparon ist todt; man begräbt ihn morgen, und sein Sohn, der Banquier geworden ist und in Gold und Silber herumwühlt, hat ein Leichenbegängniß vierter Classe bestellt. Diesem Burschen fehlt es an Erziehung. So etwas gehet nicht einmal in China vor!"

Philipp schlug in einem lüsternen Augenblicke Marietten eine Heirath vor; aber nahe daran, in die Oper zu gelangen, schlug Mademoiselle Godeschal seine Hand aus, sei es nun, daß sie Philipps Absichten errieth, oder sei es, daß sie begriffen, wie nothwendig ihre Unabhängigkeit zu ihrem

Glücke war. In der letzten Zeit dieses Jahres besuchte Philipp seine Mutter höchstens zwei Male monatlich; er war an seiner Casse, im Theater oder bei Marietten. In das Haus in der Straße Mazarine kam keine Aufklärung über seine Aufführung. Giroudeau, Vernou, Bixiou und Finot sahen, daß er ein Leben voller Freuden führte. Philipp war bei allen Partien der Tullia, einer der ersten Operntänzerinnen, bei allen Partien der Florentine, welche Marietten am Thore Saint-Martin ersetzte, bei allen Partien Florinens, der Matifat, Coraliens und Camusots.

Von vier Uhr an, da er seine Casse verließ, belustigte er sich bis gegen Mitternacht; immer war Abends eine bestimmte Partie, ein von Jemandem gegebenes, gutes Diner, eine Spielgesellschaft, ein Souper. Philipp war dabei so recht in seinem Elemente. Die schöne Mariette unterwarf bei ihrem Debut in der Oper im Januar 1822 einen der glänzendsten Herzöge am Hofe Ludwigs XVIII. dem Gesetze. Philipp versuchte einen Kampf gegen den Herzog; aber, trotz seinem Glücke im Spiele, ward er, als der April kam, genöthigt, aus der Journalcasse zu schöpfen. Im Mai war er elftausend Franks schuldig, und in diesem verhängnißvollen Monate reisete Mariette nach London, um dort während eines Urlaubs auszubeuten.

Der Unglückliche war, wie es zu geschehen pflegt, so weit gekommen, daß er trotz ihrer offenbaren Untreue Marietten liebte; Mariette aber hatte in ihm stets nur einen brutalen, geistlosen Militair, die erste Staffel, auf der sie nicht lange bleiben wollte, gesehen; als er daher kein Geld mehr hatte, hatte sie sich Stützen im Journalismus zu verschaffen gewußt, die Philipp für sie überflüssig machten.

Gleichwohl hatte sie gegen ihn die Erkenntlichkeit, welche solche Frauen gegen den zu hegen pflegen, der ihnen gleichsam zuerst die schreckliche Theatercarrière eröffnet hat.

VII.

Philipp greift fremdes Geld an.

Gezwungen, seine furchtbare Geliebte nach London gehen zu lassen, ohne ihr folgen zu können, bezog Philipp seine Winterquartiere wieder, wie er sich ausdrückte, und kam in die Straße Mazarine zurück. Wenn er zu Bette ging und wenn er aufstand, stellte er dort gar finstere Betrachtungen an. Er fühlte in sich selbst die Unmöglichkeit, anders zu leben, als er seit einem Jahre gelebt hatte. Der Luxus, der bei Marietten herrschte, die Diners und Soupers, der Abendaufenthalt hinter den Coulissen, das Anziehende der Witzlinge und Journalisten, die Art von Geräusch um ihn herum, alle Liebkosungen der Sinne und der Eitelkeit, die daraus hervorgingen, dieses Leben, das sich nirgends weiter, wie in Paris findet, und das alle Tage etwas Neues bietet, war für Philipp mehr als eine Gewohnheit, es war ein Bedürfniß geworden, wie der Tabak und der Schnaps. Er erkannte daher, daß er ohne diese beständigen Genüsse nicht würde leben können. Der Gedanke des Selbstmordes fuhr ihm durch den Kopf, nicht, wegen des Defects, den man in seiner Casse nächstens finden mußte, sondern wegen der Unmöglichkeit, mit Marietten und in der Atmosphäre der Genüsse, in welcher er sich seit einem Jahre bewegte, ferner leben zu können.

Voll von diesen finstern Ideen, ging er zum ersten Male in die Werkstätte seines Bruders, und fand ihn im blauen Kittel, an einer Copie für einen Kaufmann arbeitend.

„So werden also die Gemälde gemacht?“ sprach Philipp, um das Gespräch zu beginnen.

„Nein,“ entgegnete Joseph; „aber so werden sie copirt.“

„Wie viel bekommst Du dafür?“

„Ei, zwar nie genug, zweihundertundfunfzig Franks; aber ich studire die Manier der Meister und gewinne dabei an Bildung, ich hasche die Geheimnisse des Handwerks auf. Da ist eins von meinen Gemälden,“ fuhr er fort und zeigte mit dem Stiele seines Pinsels auf eine noch frische Skizze.“

„Und wie viel erübrigst Du jährlich?“

„Unglücklicherweise kennen mich nur erst die Maler; aber ich kann, alle Auslagen abgerechnet, jährlich achtzehnhundert bis zweitausend Franks verdienen. Pah! bei der nächsten Gemäldeausstellung werde ich dieses Gemälde zeigen; findet es Beifall, so ist mein Glück gemacht; meine Freunde sind damit zufrieden.“

„Ich verstehe davon nichts,“ sprach Philipp mit sanfter Stimme, welche Joseph zwang, ihn anzusehen.

„Was fehlt Dir?“ fragte er, als er ihn ein wenig blaß fand.

„Ich möchte gern wissen, in wie viel Zeit Du mein Portrait machtest?“

„Nun, wenn ich stets daran arbeite und das Wetter hell ist, so werde ich in drei oder vier Tagen damit fertig sein.“

„Das ist zu viel Zeit, ich kann Dir nur einen Tag geben. Meine arme Mutter liebt mich so sehr, daß ich ihr gern mein Bildniß hinterlassen möchte. Sprechen wir nicht mehr davon.“

„Nun, willst Du denn etwa wieder fort von hier?“

„Ich gehe fort, um nie wieder zu kommen,“ sprach Philipp mit falscher Lustigkeit.

„Ei, Philipp, mein Freund, was fehlt Dir? Ist's eine ernste Sache, so bin ich ein Mann, und kein Gimpel; ich rüste mich zu harten Kämpfen, und wenn Verschwiegenheit nöthig ist, so werde ich sie haben.“

„Ist's gewiß?“

„Auf meine Ehre.“

„Du willst Niemandem in der Welt etwas davon sagen?“

„Niemandem!“

„Nun, ich werde mir das Gehirn zerschmettern.“

„Du? Du willst Dich also schlagen?“

„Ich will mich erschießen.“

„Nun, warum denn?“

„Ich habe elftausend Franks aus meiner Casse entwendet und muß morgen meine Rechung ablegen. Meine Caution wird um die Hälfte vermindert und meiner armen Mutter werden nur sechshundert Franks Renten bleiben. Doch, dies ist nichts; ich würde ihr späterhin ein ansehnliches Vermögen wieder verschaffen können; aber ich bin entehrt; ich kann in Unehre nicht leben.“

„Du wirst, wenn Du den Defect ersetzest, nicht entehrt werden, wohl aber Deine Stelle verlieren. Es werden Dir

nur die fünfhundert Franks für Dein Kreuz bleiben, und von fünfhundert Franks kann man leben."

„Adieu!" sprach Philipp, der nichts weiter hören wollte, und sich schnell entfernte.

Joseph verließ seine Werkstätte und that, wie wenn er zum Frühstück käme; Philipps Mittheilung aber hatte ihm allen Appetit geraubt. Er nahm die Descoings bei Seite und verkündigte ihr die schreckliche Neuigkeit. Die alte Frau stieß einen furchtbaren Schrei aus, ließ einen Topf mit Milch, den sie in der Hand hatte, fallen, und warf sich auf einen Stuhl. Agathe eilte herbei, und man gestand zuletzt der armen Mutter die traurige Wahrheit.

„Er, die Ehre verletzen? Der Sohn Bridau's aus der ihm anvertrauten Casse nehmen?" Die Wittwe zitterte an allen Gliedern; ihre Augen vergrößerten sich, sie zerfloß in Thränen.

„Wo ist er?" rief sie schluchzend. „Vielleicht hat er sich in die Seine gestürzt!"

„Sie müssen nicht verzweifeln," sprach die Descoings, „weil der arme Junge ein böses Weib angetroffen, das ihn zu Thorheiten verleitet hat. Mein Gott, so etwas geschiehet oft! Philipp hat bis zu seiner Rückkehr aus Amerika so viel Unglück und so wenig Gelegenheit gehabt, glücklich und geliebt zu werden, daß man über seine Liebe zu dieser Creatur nicht erstaunen darf; alle Leidenschaften führen zur Ausschweifung! Ich habe mir in meinem Leben auch einen Vorwurf der Art zu machen, und halte mich doch für eine rechtliche Frau! Ein einziger Fehltritt macht das Laster noch nicht! Und dann täuschen sich ja auch nur Diejenigen, die nichts thun!"

Die Verzweiflung beugte Agathen dergestalt nieder, daß die Descoings und Agathe genöthigt waren, Philipps Fehler zu verkleinern, indem sie zu ihr sagten, daß in allen Familien dergleichen vorfiele.

„Aber er ist achtundzwanzig Jahre alt und also kein Kind mehr!“ rief Agathe.

Ein schreckliches Wort, welches hinlänglich zeigt, wie ernstlich die arme Frau an ihres Sohnes Aufführung dachte.

„Meine liebe Mutter, ich versichere Dich, daß er nur an Deinen Kummer und an das Schicksal dachte, das er Dir bereitet,“ sagte Joseph. — „O, mein Gott, möge er zurückkommen! möge er leben, und ich verzeihe ihm Alles!“ rief die arme Mutter, die im Geiste sahe, wie ihr Philipp aus dem Wasser gezogen wurde.

Ein dumpfes Schweigen herrschte einige Augenblicke. Der Tag verstrich in den schrecklichsten Alternativen. Alle drei stürzten bei dem geringsten Geräusche an's Fenster und überließen sich einer Menge von Muthmaßungen.

Philipp brachte in seiner Casse Alles geruhig in Ordnung. Er hatte die Keckheit, seine Rechnung abzulegen, indem er sagte, daß er, irgend ein Unglück fürchtend, die elftausend Franks mit nach Hause genommen habe. Der Schelm ging um vier Uhr aus, nahm nochmals fünfhundert Franks aus der Casse und ging kaltblütig in's Spielhaus, wo er, seitdem er seine Stelle hatte, nicht gewesen war, da er recht gut begriffen hatte, daß ein Cassirer die Spielhäuser nicht besuchen darf. Es fehlte diesem Burschen nicht an Berechnungsgabe. Sein folgendes Leben wird übrigens beweisen, daß er mehr seinem Großvater Rouget, wie seinem tugendhaften Vater glich. Vielleicht hätte er einen

guten General abgegeben; aber in seinem Privatleben war er einer jener verstockten Bösewichter, welche ihre Unternehmungen und schlechten Handlungen hinter dem Schirme der Legalität und unter dem verschwiegenen Dache der Familie bergen.

Philipp behielt seine ganze Kaltblütigkeit bei dieser äußersten Unternehmung. Er gewann anfänglich, und sein Vorrath stieg bis auf sechstausend Franks; aber er ließ sich durch den Wunsch blenden, seine Ungewißheit mit einem Schlage zu endigen. Als er hörte, daß bei der Roulette sechzehn Mal das Schwarze gefallen war, verließ er das Kartenspiel, setzte fünftausend Franks auf das Roth, und das Schwarz schlug zum siebzehnten Male. Nun setzte der Rittmeister sein Billet von tausend Franks auf Schwarz, und gewann. Ungeachtet dieses erstaunlichen Zufalles war sein Kopf müde, und er fühlte dies; aber er wollte fortfahren, obgleich der prophezeiende Sinn, auf den die Spieler hören und der mit Blitzesschnelle fühlbar wird, schon gestört war. Es folgten nun Intermittenzen, das Verderben der Spieler. Die Hellsichtigkeit (Lucidität) hat, gleich den Sonnenstrahlen, nur Wirkung durch die Fixität der geraden Linien, sie erräth nur unter der Bedingung, daß man ihren Blick nicht bricht; sie trübt sich in dem Hüpfen der Chance. Philipp verlor Alles. Nach so starken Prüfungen sinkt die sorgloseste, wie die unerschrockenste Seele. Als Philipp daher nach Hause kam, dachte er um so weniger an seine Verheißung des Selbstmordes, als er sich nie das Leben hatte nehmen wollen. Er dachte nicht mehr an seine verlorene Stelle, nicht mehr an seine angegriffene Caution, nicht mehr an seine Mutter und nicht mehr an Marietten, die Ursache

seines Unglücks; er ging maschinenmäßig. Als er ankam, fielen ihm seine weinende Mutter, die Descoings und sein Bruder um den Hals, umarmten ihn, und trugen ihn voll Freude zum Kamine.

Halt, dachte er, die Anzeige hat ihre Wirkung gethan! Das Ungeheuer nahm nun um so mehr ein den Umständen angemessenes Gesicht an, als ihn das Spiel tief aufgeregt hatte. Als ihn seine arme Mutter bleich und entstellt sahe, knieete sie vor ihm nieder, küßte ihm die Hände und betrachtete ihn lange mit thränenden Augen.

„Philipp," sprach sie zu ihm mit erstickter Stimme, „versprich mir, Dir das Leben nicht zu nehmen, wir wollen Alles vergessen!"

Philipp betrachtete seinen gerührten Bruder, die Descoings, welche Thränen im Auge hatte, und sprach zu sich: „Es sind doch gute Leute." Er faßte nun seine Mutter an, hob sie auf, setzte sie auf seine Kniee, drückte sie an sein Herz und sagte ihr, sie umarmend, in's Ohr:. „Du giebst mir zum zweiten Mal das Leben!"

Die Descoings fand Mittel, eine vortreffliche Mahlzeit aufzutischen und zwei Bouteillen Wein, nebst etwas feinem Liqueur — Schätze aus ihrer goldenen Zeit — hinzuzufügen.

„Agathe, man muß ihn seine Cigarre rauchen lassen!" sprach sie beim Nachtische, und bot Philipp Cigarren an.

Die beiden armen Geschöpfe meinten, wenn sie Philipp ganz nach seinem Wunsche leben ließen, so würde er das Haus lieben und heim bleiben, und Beide bemüheten sich nun, sich an den Tabacksrauch zu gewöhnen, den sie verwünschten. Dieses ungeheure Opfer ward von Philipp nicht einmal bemerkt.

Am andern Tage war Agathe um zehn Jahre gealtert. Sobald einmal ihre Unruhe beschwichtigt war, kehrte das Nachdenken zurück, und die arme Mutter konnte während dieser furchtbaren Nacht kein Auge schließen. Es blieben ihr nur noch sechshundert Franks Renten. Die Descoings, gleich allen fetten und leckern Frauen, an einem hartnäckigen katarrhalischen Husten leidend, wurde schwerfällig. Ihr Schritt schallte auf den Treppen, wie Schläge mit einem Holzscheite. Sie konnte von Moment zu Moment sterben, und mit ihr zugleich verschwanden viertausend Franks; es war also lächerlich, auf diese Hilfsquelle zu rechnen. Was war zu machen? was sollte aus der Sache werden? Entschlossen, lieber Krankenwärterin zu werden, als ihren Kindern zur Last zu fallen, dachte Agathe nicht an sich selbst. Aber was sollte aus Philipp werden, dem nur fünfhundert Franks auf sein Kreuz der Ehrenlegion blieben? Seit elf Jahren hatte die Descoings, jährlich tausend Thaler gebend, ihre Schuld fast zwei Male bezahlt. Sie opferte den Vortheil ihres Enkels Bixiou der Familie Bridau. Alle rechtlichen und strengen Gesinnungen Agathens waren zerknickt, und dennoch sprach sie mitten in diesem Unglücke zu sich: „Armer Junge! ist's seine Schuld? Er ist seinen Eiden treu. Hätte ich für ihn eine Frau ausgesucht, so würde er mit dieser Tänzerin keine Bekanntschaft gemacht haben. Ich habe Unrecht gethan, daß ich ihn nicht verheirathet habe. Er hat eine so starke Leibesbeschaffenheit!“

Die Descoings hatte als alte Gewürzkrämerin auch darüber nachgedacht, auf welche Weise die Ehre der Familie gerettet werden könnte. Sobald es tagte, verließ sie ihr Bett und ging in's Zimmer ihrer Freundin.

„Weder Sie, noch Philipp können diesen kitzligen Handel ausgleichen,“ sprach sie. „Unsre beiden alten Freunde sind todt, und es ist uns nur noch Desroches, ein alter Verstandskasten, übrig. Ich werde noch heute Morgen zu ihm gehen. Desroches soll sagen, Philipp sei das Opfer des Vertrauens zu einem Freunde, dem er gefällig gewesen, und daß seine desfallsige Schwäche ihn zur Führung einer Casse ganz untauglich mache. Was geschehen, könne noch einmal vorfallen. Philipp ziehe deßhalb seine Dimission vor. Auf diese Weise wird er nicht verabschiedet werden.“

Als Agathe die Ehre ihres Sohnes durch diese liebevolle Lüge, wenigstens in den Augen der Fremden — gedeckt sahe, umarmte sie die Descoings, welche ausging, um diesen abscheulichen Handel in Ordnung zu bringen. Philipp hatte den Schlaf des Gerechten geschlafen.

„Sie ist listig, die Alte!“ sprach er lächelnd, als ihm Agathe sagte, warum das Frühstück verspätet würde.

Der alte Desroches, der letzte Freund dieser beiden armen Wittwen, der, trotz der Härte seines Charakters, sich stets daran erinnerte, daß ihn Bridau einst in den Staatsdienst gebracht, entledigte sich des kitzligen Auftrages, den ihm die Descoings anvertrauete, als vollendeter Diplomat. Er kam zum Diner zu der Familie, um Agathen zu sagen, sie möge am andern Tage in der Schatzkammer, in der Straße Vivienne die Uebertragung des verkauften Rentenantheiles unterzeichnen und sich dagegen ein Coupon über sechshundert Franks geben lassen. Der alte Employé verließ das trauernde Haus nicht eher, als bis Philipp eine Bittschrift an den Kriegsminister unterzeichnet hatte, in welcher er um Wiedereintritt in die Armee bat. Desroches versprach den

beiden Frauen, die Petition in den Bureaux des Kriegsministeriums zu empfehlen und den Sieg, den jener Herzog bei der Tänzerin über Philipp davon getragen, zur Erlangung des Schutzes dieses großen Herrn zu benutzen.

„Ehe ein Vierteljahr vergehet, wird er Rittmeister in irgend einem Reiterregimente und Sie ihn vom Halse los sein.“

Desroches entfernte sich, überhäuft von den Segenswünschen der beiden Frauen und Josephs. Das Journal ging, wie es Finot vorhergesehen, nach zwei Monaten ein. Philipps Fehltritt hatte also in der Welt weiter keine Folgen; aber Agathens Mutterliebe hatte die tiefste Wunde bekommen. Da der Glaube an ihren Sohn nun einmal erschüttert war, so lebte sie in beständigen Aengsten, in die sich jedesmal eine Freude mischte, wenn sie ihre traurigen Besorgnisse getäuscht sahe. Wenn die mit Körperkraft und physischem Muthe begabten, aber geistig feigen und schlichten Menschen, wie Philipp einer war, die Natur der Dinge um sich herum ihren frühern Lauf wieder haben nehmen sehen, und zwar nach einer Katastrophe, in der ihre Moralität fast ganz zu Grunde gegangen ist, so ist diese Gefälligkeit der Familie oder der Freunde für sie eine Prämie der Ermunterung. Ihr verderbtes Gemüth, ihre befriedigten Leidenschaften treiben sie an, zu untersuchen, wie es ihnen gelungen ist, die socialen Gesetze zu umgehen, und sie werden dann abscheulich gewandt.

Vierzehn Tage nachher war Philipp wieder der unthätige, gelangweilte Mensch geworden, wie vorher, besuchte wieder die Kaffeehäuser, trank wieder Schnäpse, spielte Billard, trank Punsch und saß wieder bis in die Nacht am Spiel-

tische, wo er zu gelegener Zeit einen kleinen Satz wagte und dadurch so viel gewann, daß er sein unordentliches Leben fortsetzen konnte. Dem Scheine nach sparsam, um seine Mutter und die Descoings zu täuschen, trug er einen fast schmutzigen, an den Rändern abgeschabten Hut, geflickte Stiefel, einen abgetragenen Oberrock, auf dem seine rothe, durch einen zu langen Aufenthalt im Knopfloche gebräunte, und durch Caffee- und Liqueurtropfen beschmutzte Rosette kaum glänzte, und alte, grünliche, wildlederne Handschuhe. Seine sammetne Halsbinde legte er nicht eher ab, als bis durch den abgeriebenen Sammet die Pappe hindurchsahe.

Mariette war seine einzige Liebschaft; aber die Treulosigkeit dieser Tänzerin verhärtete sein Herz sehr. Uebrigens regelmäßig, aß er Morgens und Mittags zu Hause, und legte sich allnächtlich gegen ein Uhr zu Bette.

Drei Monate dieses abscheulichen Lebens gaben der armen Agathe etwas Vertrauen wieder.

Joseph, der an dem prächtigen Gemälde arbeitete, dem er im Jahre 1823 seinen Ruf verdankte, lebte in seiner Werkstätte. Auf das Wort ihres Enkels, überhäufte die Descoings, die an Josephs Ruhm glaubte, den Maler mit mütterlicher Sorgfalt; sie trug ihm Morgens das Frühstück zu, ging für ihn aus und reinigte seine Pinsel. Der Maler erschien nur beim Diner. Seine Abende gehörten dem Kreise seiner Freunde. Uebrigens las er viel und verschaffte sich jene tiefe, ernste Bildung, welche man nur durch sich selbst bekommt, und der sich die Männer zwischen dem fünfundzwanzigsten und dreißigsten Jahre überlassen. Agathe, die Joseph wenig sahe und seinetwegen außer Sorgen war, lebte nur für Philipp, welcher ihr allein Alternativen von

aufgeregter Furcht und beruhigtem Schrecken gab, wie sie das Gefühlsleben so mit sich zu führen pflegt, und von denen die Mütterlichkeit eben so wenig frei ist, wie die Liebe.

Desroches, der die Wittwe seines ehemaligen Chefs und Freundes wöchentlich ungefähr einmal besuchte, machte ihr Hoffnung. Der Herzog von Maufrigneuse hatte Philipp unter sein Regiment verlangt. Der Kriegsminister ließ sich einen Bericht erstatten, und da sich der Name Bridau auf keiner Polizeiliste und in keinen gerichtlichen Acten fand, so bekam Philipp in den ersten Monaten des Jahres 1823 seinen Dienst- und Réintegrationsbrief. Um dies zu erwirken, hatte Desroches alle seine Bekanntschaften in Bewegung gesetzt. Aus den Erkundigungen, die er auf der Polizeipräfectur einzog, erfuhr er nun auch, daß Philipp alle Abende ins Spielhaus ging. Der Greis vertrauete dieses Geheimniß der Descoings an, und forderte sie auf, den künftigen Escadronchef zu beaufsichtigen. Wurde dieser Umstand bekannt, so konnte Alles verloren gehen. Für den Augenblick, meinte Desroches, würde sich der Kriegsminister nicht darnach erkundigen, ob Philipp Spieler sei, und wenn er erst einmal unter den Fahnen wäre, so würde er schon eine aus seiner Geschäftslosigkeit entstandene Gewohnheit aufgeben.

Agathe, welche Abends keine Gesellschaft hatte, las am Kamine ihr Gebet, während die Descoings sich die Karte legte, ihre Träume deutete und die Regeln der Cabbala nach ihrem Belieben gebrauchte. Diese hartnäckige Spielerin verfehlte keine Ziehung; sie verfolgte ihre Terne, die im Jahre 1822 noch nicht herausgekommen war. Diese Terne wurde einundzwanzig Jahre alt, und erreichte also ihre Volljährigkeit, und die alte Spielerin gründete viel Hoffnung

auf diesen kindischen Umstand. Die eine der Nummern war von Gründung der Lotterie an im Rade geblieben; deswegen besetzte die Descoings diese Nummer und alle Combinationen dieser drei Ziffern bedeutend. Die unterste Matratze ihres Bettes war die Hüterin ihrer Ersparnisse; sie trennte dieselbe auf, legte das von ihren Bedürfnissen ersparte Goldstück hinein, umwickelte es mit Wolle, und nähete sie dann wieder zu. Sie wollte bei der letzten Ziehung in Paris auf die Combinationen ihrer geliebten Terne alle ihre Ersparnisse wagen.

Diese so allgemein verdammte Leidenschaft ist nie gehörig studirt worden. Niemand hat darin das Opium der Dürftigkeit gesehen. Die Lotterie, die mächtigste Fee der Welt, erregte magische Hoffnungen. Der Schlag der Roulette, welche den Spielern Massen von Gold und Genüssen zeigte, dauerte nur so lange, wie ein Blitz dauert; während die Lotterie diesem prächtigen Blitze eine fünftägige Dauer gab. Welche ist heute die sociale Macht, die uns für vierzig Sous fünf Tage hindurch glücklich machen, und uns in der Idee alles Glück der Civilisation verschaffen kann? Der Tabak, eine tausend Male unmoralischere Steuer, vernichtet den Körper, greift den Verstand an, verdummt eine Nation, und die Lotterie verursachte nicht das geringste Uebel dieser Art. Die Leidenschaft der Lotterie war übrigens gezwungen, sich zu regeln, sowohl wegen der Entfernung, welcher die Ziehungsorte von einander trennte, als auch wegen des Rades, das jeder Spieler in Anspruch nahm. Die Descoings setzte nur auf das Rad in Paris.

In der Hoffnung, diese seit zwanzig Jahren gehegte Terne herauskommen zu sehen, hatte sie sich ungeheuern

Entbehrungen unterworfen, um ganz nach ihrem Willen den Einsatz bei der letzten Ziehung in Paris bestimmen zu können. Wenn sie kabbalistische Träume hatte — denn nicht alle Träume entsprachen den Zahlen des Lotto's, so erzählte sie dieselben dem Joseph. Der Künstler war der Einzige, der sie anhörte, und nicht allein ohne mit ihr zu zanken, sondern indem er ihr sanfte Worte gab, womit die Künstler die Thorheiten des Geistes trösten. Alle großen Talente achten und begreifen die wahren Leidenschaften; sie erklären sich dieselben und finden ihre Wurzeln im Herzen oder im Kopfe. Sein Bruder liebte den Tabak und die Schnäpse; seine alte Mama Descoings liebte die Ternen; seine Mutter liebte Gott; Desroches der Sohn liebte die Processe; Desroches der Vater liebte das Fischangeln; „Jedermann,“ sprach er, „liebt Etwas!“ Er seinerseits liebte das Ideal in Allem; er liebte die Poesie des Victor Hugo, die Verse des Lamartine, die Malerei des Géricault, die Musik des Rossini, die Romane des Walter Scott.

„Jeder nach seinem Geschmack, Mama,“ sprach er; „aber Ihre Terne bleibt verteufelt lange aus!“

„Sie wird herauskommen, Du wirst reich werden, und mein kleiner Bixiou auch!“

„Geben Sie Ihrem Enkel Alles,“ rief Joseph. „Uebrigens machen Sie, was Sie wollen!“

„Ei, wenn sie herauskommt, werde ich für Jedermann genug haben. Du sollst zuerst eine schöne Werkstätte haben, und sollst Dir das Vergnügen, in's italienische Schauspiel zu gehen, nicht länger mehr entziehen, um Deine Modelle und Farben bezahlen zu können.“

„Weißt Du wohl, liebes Kind, daß Du mich in dem Gemälde da keine hübsche Rolle spielen lässest?“

Aus Sparsamkeit hatte Joseph in seinem prächtigen Gemälde einer jungen, einem venetianischen Senator von einer alten Frau zugeführten Buhlerin die Descoings als Modell der Alten gebraucht. Dieses Gemälde, eins der Meisterwerke der modernen Malerei, das Gros selbst für einen Titian hielt, bereitete die jungen Künstler wundersam vor, dem Joseph Bridan im Salon von 1823 den Vorzug zuzuerkennen.

„Diejenigen, welche Sie kennen, wissen recht gut, wer Sie sind,“ antwortete er ihr fröhlich, „und warum wollen Sie sich um Diejenigen beunruhigen, die Sie nicht kennen?“

Seit ungefähr zehn Jahren hatte die Descoings die reifen Farbentöne eines Reinetteapfels um Ostern aus angenommen; ihre Runzeln hatten sich in der Vollheit ihres kalt und weich gewordenen Fleisches gebildet. Ihre Augen voll Leben, schienen durch einen noch jungen und lebendigen Gedanken belebt, der um so mehr für Habsucht gelten konnte, als es an dem Spieler immer etwas Habsüchtiges giebt. Ihr quabbeliges Gesicht zeigte die Spuren einer tiefen Verstellung und eines in der Tiefe des Herzens vergrabenen Hintergedankens. Ihre Spielsucht forderte Heimlichkeit. In den Bewegungen der Lippen hatte sie einige Zeichen der Leckerei. Obgleich es nun die rechtliche und vortreffliche Frau, die der Leser kennen gelernt hat, war, so konnte sich doch das Auge in ihr täuschen. Sie war also ein vorzügliches Modell der alten Frau, die Joseph malen wollte. Coralie, eine junge Schauspielerin von wundersamer Schönheit, gestorben in der Blüte des Alters, die Geliebte eines

jungen Dichters, Lucians von Rubempré, der Josephs Freund war, hatte ihm die Idee zu diesem Gemälde angegeben. Man warf diesem Gemälde vor, es sei ein Nachgemälde (pastiche), obgleich es die Darstellung dreier Portraits war, denn Michael Chrestien, ein anderer Freund Josephs, hatte zu dem Senator seinen republikanischen Kopf hergeliehen, auf den Joseph einige Töne der Reife warf, so wie er auch den Ausdruck des Gesichtes der Descoings erhöhete.

Das große Gemälde, welches bei der nächsten Ausstellung so viel Aufsehen machen sollte, und das den Joseph so viel Haß, so viel Eifersucht, so viel Bewunderung zuzog, war entworfen; aber gezwungen, die Ausführung desselben zu unterbrechen, um bestellte Arbeiten zu machen, damit er leben konnte, copirte er die Gemälde der alten Meister und drang in ihre Manieren ein; sein Pinsel ist daher einer der gebildetsten. Sein richtiger Künstlersinn hatte ihm die Idee eingegeben, der Descoings und seiner Mutter die eigentliche Größe seiner Einnahme zu verhehlen, indem er für die eine und die andere die Ursache des Ruins in Philipp und in der Lotterie sahe. Die Art Kaltblütigkeit, welche sein Bruder in seiner Katastrophe hatte sehen lassen, die Berechnung seines vorgeblichen Selbstmordes, welche Joseph entdeckte, die Erinnerung an die von ihm in seiner militairischen Laufbahn, die er nicht hätte verlassen müssen, begangenen Fehltritte, kurz, die kleinsten Züge in der Aufführung dieses Soldaten, hatten endlich Josephs Augen enttäuscht. Dieser Scharfblick fehlt den Malern selten. In der Stille ihres Ateliers ganze Tage lang mit Arbeiten beschäftigt, welche das Denkvermögen bis auf einen gewissen Punkt frei lassen,

gleichen sie ein wenig den Frauen; ihr Geist kann sich um kleine Lebensumstände herumdrehen und den versteckten Sinn derselben durchdringen.

Joseph hatte einen jener prächtigen Koffer gekauft, welche die Mode noch nicht kannte, und womit Joseph eine Ecke seines Atelier geschmückt hatte, wohin das Licht fiel, das in den Basreliefs spielte, und diesem Meisterwerke des sechzehnten Jahrhunderts seinen ganzen Glanz gab. Er fand darin ein verborgenes Fach und verwahrte darin einen Nothpfennig. Mit dem, den echten Künstlern natürlichen Vertrauen legte er gewöhnlich das Geld, das er für seine Mutter oder zu seinen Ausgaben bestimmte, in einen Todtenkopf, der in einem der Felder der Lade stand. Seitdem sein Bruder in das Haus zurückgekehrt war, fand er eine beständige Mißstimmung zwischen der Größe seiner Ausgaben und dem vorräthigen Gelde. Seine für den Monat bestimmten hundert Franks verschwanden mit unglaublicher Schnelligkeit. Als er, nachdem er nur fünfundvierzig oder funfzig Franks ausgegeben, nichts mehr vorfand," sprach er das erste Mal zu sich: „Mein Geld scheint die Pest genommen zu haben!" Das zweite Mal gab er Acht auf seine Ausgaben; aber er mochte zählen, so viel er wollte, es ward nicht mehr.

Als er zum dritten Male einen noch stärkern Rechnungsfehler bemerkte, theilte er die Sache der Descoings mit, von der er sich mit jener mütterlichen, zärtlichen, vertrauenden, leichtgläubigen, enthusiastischen Liebe geliebt sahe, die, so gut sie auch war, seiner Mutter fehlte, und welche dem angehenden Künstler eben so nöthig ist, wie die Pflege der Henne den Küchlein, bis sie Federn bekommen. Ihr allein

konnte er seinen schrecklichen Verdacht anvertrauen. Seiner Freunde und seiner selbst war er gewiß, und die Descoings nahm ihm auch nichts, um in die Lotterie zu setzen. Bei dieser Idee, die er ausdrückte, rang die arme Frau die Hände. Philipp allein konnte also diesen kleinen Hausdiebstahl begehen.

„Warum fordert er mir nicht ab, was er nöthig hat?“ rief Joseph, indem er Farbe von seiner Palette nahm, und alle Töne vermengte, ohne es zu bemerken. „Würde ich's ihm verweigern?“

„Aber das heißt ein Kind berauben!“ rief die Descoings.

„Nein,“ entgegnete Joseph; „er kann es, er ist mein Bruder, meine Börse ist die seinige; aber er müßte mir's sagen.“

„Lege heute Morgen eine bestimmte Summe dahin, und nimm nichts davon; ich werde erfahren, wer in Deine Werkstätte gehet, und wenn nur er es ist, so wirst Du Gewißheit bekommen.“

Schon am andern Morgen hatte Joseph den Beweis der gezwungenen Anleihen, die sein Bruder machte.

Philipp ging in sein Atelier, wenn er nicht dort war, und stahl daselbst die kleinen Summen, die ihm fehlten.

Der Künstler zitterte für seinen kleinen Schatz.

„Warte! warte! ich werde Dich fassen, Schelm!“ sagte er lachend zur Descoings.

„Und Du wirst wohl daran thun; wir müssen ihn bessern, denn auch ich finde bisweilen einen Defect! Aber der arme Junge! er muß Tabak haben, er ist daran gewöhnt.“

„Armer Junge hin, armer Junge her,“ versetzte der

Künstler; „ich bin ein wenig der Meinung des Fulgenz und Bixiou. Philipp führt uns immer an der Nase herum. Bald mischt er sich in Meutereien, und man muß ihn nach Amerika schicken; er kostet dann unsrer Mutter zwölftausend Franks. Dann findet er nichts in den Wäldern der neuen Welt, und seine Rückkehr kostet eben so viel, wie seine Hinreise. Unter dem Vorwande, einem Generale einige Worte Napoleons bestellt zu haben, hält er sich für einen großen Militaire und für verpflichtet, mit den Bourbons zu schmollen. Unterdessen belustigt er sich, reiset, siehet Länder. Ich meinerseits glaube nicht an die Lügen von seinen Unglücksfällen; er siehet nicht so aus, als wenn er sich nicht überall wohl befinden sollte! Man findet für ihn eine herrliche Stelle, er führt ein sardanapalisches Leben mit einem Opernmädchen und kostet abermals zwölftausend Franks. Wahrlich, was mich betrifft, ich drücke die Augen zu, aber er bringt die arme Frau auf's Stroh. Er siehet mich für gar nichts an, weil ich nicht Gardedragoner gewesen bin. Und doch bin ich's vielleicht, welcher dieser lieben, guten Mutter in ihren alten Tagen Lebensunterhalt verschafft, während er, wenn er so fort fährt, ich weiß nicht, welches Ende nehmen wird. Bixiou sagte zu mir: Dein Bruder ist ein famoser Faxenmacher! Nun, er hat Recht. Philipp wird irgend eine Fratze erfinden, bei welcher die Ehre der Familie gefährdet wird, und dann nochmals zehn-, oder zwölftausend Franks kosten! Er spielt alle Abende; wenn er, betrunken, wie ein Templer, nach Hause kommt, läßt er durchstochene Karten auf der Treppe fallen, welche ihm zur Bezeichnung der Umläufe des Roth und Schwarz gedient haben. Vater Desroches bemühet sich, ihn wieder in die

Armee zu bringen, und ich für mein Theil glaube — auf mein Ehrenwort! Philipp geräth in Verzweiflung, wenn er wieder dienen soll. Würden Sie geglaubt haben, daß ein Mensch, der so schöne helle Blauaugen und eine Miene hat, wie Ritter Bayard, ein solcher Schelm geworden wäre?"

Trotz der Kaltblütigkeit und Klugheit, womit Philipp Abends spielte, litt er in der That doch von Zeit zu Zeit Einbuße. Durch den unwiderstehlichen Wunsch, zehn Franks, den allabendlichen Einsatz, zu haben, getrieben, griff er nun im Hause das Geld seines Bruders, der Descoings oder Agathens an.

Schon einmal hatte die arme Wittwe im Schlafe eine schreckliche Erscheinung gehabt: Philipp war in ihre Kammer gekommen, und hatte aus ihren Taschen alles darin befindliche Geld genommen. Agathe hatte sich gestellt, als schliefe sie; aber sie hatte die ganze übrige Nacht hindurch geweint. Sie lernte ihn nun kennen: „Ein Fehltritt ist noch nicht das Laster," hatte die Descoings gesagt; „aber nach beständigen Rückfällen war das Laster ersichtlich. Agathe konnte nicht mehr daran zweifeln, ihr geliebtester Sohn hatte weder Zartgefühl, noch Ehre. Am Tage nach dieser abscheulichen Vision hatte sie ihn nach dem Frühstücke, ehe er wegging, in ihr Zimmer gerufen, um ihn im flehentlichsten Tone zu bitten, von ihr das nöthige Geld zu fordern. Philipps Forderungen erneuerten sich nun so oft, daß Agathens Casse in vierzehn Tagen völlig erschöpft wurde. Sie sahe sich ohne einen Heller und dachte daran, für Andere zu arbeiten. Schon hatte die arme Mutter um Tapeten zum Ausfüllen gebeten — eine Arbeit, die täglich ungefähr zwanzig Sous einbringt. Trotz der tiefen Ver=

schwiegenheit ihrer Nichte hatte die Descoings den Beweggrund dieser Lust, Geld durch weibliche Arbeit zu verdienen, recht gut errathen. Die Veränderungen der Physiognomie Agathens waren übrigens beredt genug; ihr frisches Gesicht vertrocknete. Die Haut klebte an den Schläfen und Backenknochen fest und die Stirn wurde runzelig. Die Augen verloren ihre Klarheit. Augenscheinlich verzehrte sie irgend ein innerliches Feuer. Nachts weinte sie. Die größte Verwüstung richtete aber den Umstand an, daß sie ihre Schmerzen, ihre Leiden, ihre Befürchtungen verschweigen mußte. Sie legte sich nie zur Ruhe, ehe nicht Philipp zurückgekehrt war. Sie hörte ihn auf der Straße, sie hatte die Veränderungen seiner Stimme, seines Ganges, die Sprache seines auf dem Pflaster nachgeschleppten Handstockes studirt. Sie wußte Alles: sie wußte, ein wie großer Trunkenbold er geworden. Sie zitterte, wenn sie ihn auf der Treppe straucheln hörte; sie hatte einmal Nachts auf der Treppe Goldstücke gefunden, die er verloren; hatte er gewonnen und getrunken, so war seine Stimme heiser und der Stock wurde nachgeschleppt; hatte er aber verloren, so hatte sein Schritt etwas Trockenes, Kurzes, Wüthendes; er sang mit heller Stimme und trug seinen Stock hoch wie ein Gewehr. Hatte er gewonnen, so war sein Benehmen beim Frühstücke lustig, fast liebreich, er scherzte mit Grobheit, aber er scherzte mit seiner Mutter, mit der Descoings, mit seinem Bruder. Finster dagegen, wenn er verloren hatte, erschreckten seine kurze, abgestoßene Rede, sein harter Blick, seine Traurigkeit. Dieses ausschweifende Leben und die Gewohnheit zu Schnapsen veränderte von Tage zu Tage seine ehemals so schöne Physiognomie. Die Adern seines Gesichts waren mit Blut

unterlaufen, die Züge wurden grob, die Augen verloren die Wimpern und vertrockneten. Wenig auf seine Person haltend, dunstete er die Miasmen der Tabagie und einen Geruch kothiger Stiefel aus, der in den Augen eines Fremden der Stempel des niedrigsten Pöbels gewesen sein würde.

„Sie müssen sich wohl vom Kopfe bis zu den Füßen neu kleiden," sprach die Descoings in den ersten Tagen des Decembers zu Philipp.

„Wer will's bezahlen?" fragte er mit unwilliger Miene. „Meine arme Mutter hat keinen Dreier mehr; ich habe jährlich fünfhundert Franks. Ich müßte meine ganze jährliche Pension auf die Anschaffung neuer Kleidung verwenden, und habe sie auf drei Jahre verpfändet."

„Warum denn?" fragte Joseph.

„Eine Ehrenschuld. Giraudeau hatte von Florentinen tausend Franks genommen, um mir sie zu leihen. Ich bin nicht glänzend, das ist wahr; aber wenn man bedenkt, daß Napoleon auf St. Helena ist, und sein Silbergeschirr verkauft, um zu leben, so können die Soldaten, die ihm treu sind, wohl auf ihren eigenen Stämmen gehen," sprach er, und zeigte seine Stiefel ohne Absätze. Und er ging fort.

„Es ist noch kein schlechter Mensch," sagte Agathe; „er hat gute Gesinnungen."

„Man kann den Kaiser lieben, und sich doch anständig kleiden," sagte Joseph. „Achtete er auf sich selbst und auf seine Kleider, so würde er nicht einhergehen wie ein Lotterbube."

„Joseph, Du mußt Nachsicht mit Deinem Bruder haben," entgegnete Agathe. „Du machst, was Du willst, während er nicht an seinem rechten Platze ist."

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

„Warum hat er ihn verlassen?“ fragte Joseph. „Was liegt daran, ob die Wanzen Ludwigs XVIII. oder Napoleons Vogel auf den Fahnen ist, wenn diese Lumpen nur französisch sind? Frankreich ist Frankreich! Ich für mein Theil würde für den Teufel malen! Ein Soldat muß sich schlagen, wenn er Soldat ist, und zwar aus Liebe zur Kunst. Wäre er ruhig bei der Armee geblieben, so wäre er jetzt Oberst.“

„Du bist ungerecht gegen ihn,“ sprach Agathe. „Sein Vater, der den Kaiser anbetete, würde ihm Beifall gegeben haben. Aber er will ja wieder in die Armee eintreten! Gott weiß, was uns der Kummer kostet, den er darüber hat.“

Joseph stand auf, um in sein Atelier zu gehen; aber Agathe faßte ihn bei der Hand, und sagte: „Sei gut gegen Deinen Bruder, er ist ja so unglücklich!“

Als der Künstler in Begleitung der Descoings, welche ihm sagte, er möge seine Mutter schonen, und ihn darauf aufmerksam machte, wie sehr sie sich verändert und wie große innere Leiden diese Veränderung verriethe, in seine Werkstätte zurückkam, war Philipp zu ihrem großen Erstaunen auch schon dort.

„Joseph, mein Kleiner,“ sprach er mit freier Miene zu ihm, „ich muß nothwendig Geld haben. Sapperlot! ich bin in meinem Tabacksladen dreißig Franks für Cigarren schuldig, und wage es nicht, vor der verwünschten Boutique vorbeizugehen, ohne sie zu bezahlen. Schon zehn Male habe ich die Zahlung versprochen.“

„Ei, dies sehe ich lieber!“ sagte Joseph. „Fasse in den Todtenkopf.“

„Aber ich habe gestern Abend nach dem Essen Alles herausgenommen.“

„Es waren fünfundvierzig Franks.“

„Nun ja, ich habe sie gefunden,“ sprach Philipp. „Habe ich Unrecht gethan?“

„Nein, lieber Freund, nein,“ antwortete der Künstler. „Wärest Du reich, so würde ich's wie Du machen; nur würde ich, ehe ich das Geld hinnähme, fragen, ob's Dir auch recht wäre.“

„Es ist sehr demüthigend, zu bitten; ich möchte Dich lieber so hinnehmen sehen, wie ich's thue, und würde kein Wort sagen. Bei der Armee stirbt ein Camerad; er hat ein gutes Paar Stiefeln, man hat ein Paar schlechte, man tauscht.“

„Ja, aber man nimmt sie ihm nicht weg, so lange er lebt!“

„O, Kleinigkeiten,“ entgegnete Philipp, die Achseln zuckend. „Du hast also kein Geld?“

„Nein,“ sagte Joseph, der seine heimliche Stelle nicht zeigen wollte.

„Ei, warte einige Tage,“ sprach die Descoings, „wir werden reich werden!“

„Ja, Sie, Sie glauben, Ihre Terne wird am 25. bei der Ziehung in Paris herauskommen. Sie müßten einen famosen Satz machen, wenn Sie uns Alle bereichern wollen.“

„Eine trockene Quaterne von zweihundert Franks giebt ohne die Amben und bestimmten Extracte zu rechnen, drei Millionen.“

„Funfzehntausend Male den Einsatz, ja, Sie gebrauchen gerade zweihundert Franks!“ rief Philipp.

Die Descoings biß sich in die Lippen, sie hatte ein unvorsichtiges Wort gesagt.

VIII.

Wie sich das mütterliche Gefühl verändert.

Beim Weggehen fragte sich Philipp innerlich: „Wo mag wohl diese alte Hexe das Geld zu ihrem Satze versteckt haben? Es ist verlorenes Geld, ich würde es so gut anwenden! Mit vier Sätzen von 50 Franks kann man 200,000 Franks gewinnen!"

Und er suchte bei sich selbst den wahrscheinlichen Geheimwinkel der Descoings. Am heiligen Abende ging seine Mutter in die Kirche und blieb dort lange; sie beichtete wahrscheinlich und bereitete sich zur Commnnion vor. Es war Weinachts heilige Abend; die Descoings kaufte gewiß einige Leckereien zum Nachtessen. Vielleicht besorgte sie aber auch zu gleicher Zeit ihren Lottosatz. Das Lotto wurde von fünf zu fünf Tagen in den Rädern zu Bordeaux, Lyon, Lille, Straßburg und Paris gezogen. Die Ziehung in Paris war immer am 20. jedes Monates; die Listen wurden am 24. um Mitternacht geschlossen. Der Soldat bedachte alle diese Umstände und stellte sich auf die Lauer. Gegen Mittag kam Philipp nach Hause zurück; die Descoings war ausgegangen, hatte aber den Schlüssel mit sich genommen. Das war kein großes Hinderniß. Philipp stellte sich, als habe er etwas vergessen und bat die Pförtnerin, selbst den Schlosser zu holen, der ganz nahe in der Straße Guéné-

gaud wohnte, und auch sogleich kam, um das Schloß zu öffnen. Der erste Gedanke des Kriegsknechtes fiel auf das Bett; er nahm es auseinander, betastete die Matratzen, ehe er die Sponde untersuchte, und in der letzten fühlte er die in Papier gewickelten Goldstücke. Er hatte bald die Leinwand aufgetrennt und die zwanzig Napoleondor zu sich gesteckt; dann machte er, ohne sich die Mühe zu geben, die Matratze wieder zuzunähen, das Bett mit ziemlicher Geschicklichkeit wieder, damit die Descoings nichts merken sollte. Der Spieler machte sich nun schnell aus dem Staube und nahm sich vor, in drei verschiedenen Malen, von drei zu drei Stunden, jedesmal nur zehn Minuten zu spielen.

Die echten Spieler, die großen Spieler, die, nach dem Ausdrucke der Spielhäuser, Geld an der Bank gegessen haben, haben seit dem Jahre 1786, dem Zeitpunkte, da die öffentlichen Spiele erfunden wurden, nie anders gespielt. Ehe man aber diese Erfahrung machte, ging manches große Vermögen verloren. Die ganze Philosophie der Spielpächter und ihr Gewinn kamen aus der Impassibilität ihrer Casse, aus den gleichen Schlägen, welche man ein frisches Spiel (refait) nannte und aus der offenbaren von der Regierung autorisirten Unredlichkeit, nach welcher die Banquiers nur, so weit ihr Vermögen reichte, die Sätze der Spieler hielten und bezahlten. Mit einem Worte, das Spiel, welches den reichen, kaltblütigen Spieler nicht wollte, verschlang das Vermögen des Spielers, der eigensinnig dumm genug war, daß er sich durch die schnelle Bewegung dieser Maschine benebeln ließ.

Philipp hatte zuletzt dieses kalte Blut eines Obergenerals bekommen, das gestattet, mitten in dem Wirbel der

Dinge das Auge hell und den Verstand ungetrübt zu erhalten. Er war zu jener hohen Spielpolitik gelangt, welche, sagen wir's beiläufig, Tausenden von Personen, die stark genug waren, alle Abende einen Abgrund zu betrachten, ohne den Schwindel zu bekommen, den Lebensunterhalt verschaffte. Philipp beschloß, mit seinen vierhundert Franks an diesem Tage Glück zu machen. Er steckte zweihundert Franks als Reserve in seine Stiefeln und behielt die andern zweihundert in seiner Tasche. Um drei Uhr kam er in den Salon, den jetzt das Theater des Palais-Royal inne hat, wo die Banquiers die stärksten Summen hielten. Eine halbe Stunde darauf verließ er ihn, siebentausend Franks reich. Er ging zu Florentinen, der er fünfhundert Franks schuldig war; er gab sie ihr wieder und schlug ihr vor, nach dem Schauspiele im **Rocher de Cancale** zu soupiren. Als er von ihr zurückkam, ging er vor dem Bureau des Journales in der Straße du Sentier vorbei, um seinen Freund Giroudeau von dem projectirten Schmause zu benachrichtigen.

Um sechs Uhr gewann Philipp fünfundzwanzigtausend Franks und hielt sein sich gegebenes Wort, denn er verließ nach Verlauf von zehn Minuten den Salon. Abends um zehn Uhr hatte er fünfundsiebzigtausend Franks gewonnen.

Nach dem Souper, das prächtig und vertraulich war, kam Philipp gegen Mitternacht wieder in den Spielsaal. Er spielte, gegen das sich auferlegte Gesetz, eine Stunde und verdoppelte seinen Gewinn. Die Banquiers, denen er durch sein Spiel hundertundfunfzigtausend Franks genommen, betrachteten ihn mit Interesse.

„Wird er weggehen, wird er bleiben? Bleibt er," sprachen sie durch einen Blick, „so ist er verloren."

Philipp glaubte in einer Glücksader zu sein und blieb. Gegen drei Uhr Morgens waren die hundertundfunfzigtausend Franks in die Casse der Banquiers zurückgekehrt. Der Officier, der während des Spieles eine bedeutende Quantität Grog getrunken, ging in einem Zustande der Trunkenheit fort, welche die Kälte, die ihn erfaßte, auf einen hohen Grad brachte. Ein Aufwärter folgte ihm, packte ihn zusammen und führte ihn in eins jener schrecklichen Häuser, welche eine Réverbère haben, worauf man die Worte lieset: „Hier logirt man in der Nacht.“

Der Aufwärter bezahlte für den ruinirten Spieler, den man völlig angekleidet auf ein Bett legte, wo er bis zum Weihnachtsabende blieb. Philipp wachte erst um sieben Uhr auf; sein Mund war verschleimt, sein Gesicht aufgeschwollen, er hatte ein nervöses Fieber. Die Stärke seines Temperamentes gestattete ihm, zu Fuße nach seiner Mutter Wohnung zu gehen, wohin er, ohne es zu wollen, Trauer, Verzweiflung, Elend und Tod gebracht hatte.

Als das Diner fertig war, erwarteten Agathe und die Descoings Philipp ungefähr zwei Stunden lang. Man setzte sich erst um sieben Uhr zu Tische. Agathe legte sich gewöhnlich um zehn Uhr zu Bette; da sie aber der Mitternachtsmesse beiwohnen wollte, so ging sie sogleich nach dem Essen in ihre Kammer. Die Descoings und Joseph blieben allein am Kamine zurück, und die alte Frau bat ihn, ihr den famosen Satz, den ungeheuern Satz auf die berühmte Terne zu berechnen. Sie wollte die Amben und die bestimmten Extracte spielen, um alle Chancen zu vereinigen. Nachdem sie die ganze Poesie dieses Wagnisses gekostet, zwei Füllhörner zu den Füßen ihres Adopdivkindes ausgegossen,

ihm ihre Träume erzählt, die Gewißheit des Gewinnes bewiesen hatte, und sie nur wegen der Schwierigkeit, ein solches Glück ertragen und bis morgen darauf zu warten besorgt war, fiel Joseph ein, von den vierhundert Franks des Einsatzes zu sprechen, die er nicht sahe. Die alte Frau lächelte und führte ihn in den alten Salon, der ihre Schlafkammer geworden war.

„Du sollst sie sehen,“ sprach sie.

Sie machte schnell ihr Bett auseinander und suchte ihre Scheere, um die Matratze aufzuschneiden. Sie nahm ihre Brille, untersuchte die Leinwand, fand sie aufgeschnitten, und ließ die Matratze los. Als Joseph einen Seufzer hörte, der aus der Tiefe der Brust und durch das Blut, welches zum Herzen drang, gleichsam zusammengeschnürt war, empfing Joseph die alte Lottospielerin in einem Sessel.

„Liebe Mutter!“ rief er.

Agathe stand auf, zog ihren Nachtrock an, und leistete bei dem Scheine der Lampe ihrer ohnmächtigen Tante die gewöhnliche Hilfe: sie wischte kölnisches Wasser an die Schläfen, kaltes Wasser auf die Stirn, verbrannte eine Feder unter ihrer Nase, und sahe sie endlich ins Leben zurückkehren.

„Heute Morgen waren sie noch darin! Er hat sie weggenommen, das Ungeheuer!“

„Was denn?“ fragte Joseph.

„Ich hatte zwanzig Louisd'or in meiner Matratze, meine Ersparnisse von zwei Jahren; Philipp allein hat sie wegnehmen können.“

„Aber wann?“ rief die arme, niedergebeugte Mutter; „er ist nach dem Frühstücke nicht zurückgekehrt.“

„Ich möchte mich so gern täuschen; aber als ich heute Morgen in Josephs Werkstatt von meinem Einsatze sprach, hatte ich eine Ahnung. Ich habe Unrecht gethan, daß ich nicht sogleich hinuntergegangen bin, um mein Bischen Armuth zu holen und meinen Einsatz sogleich zu machen. Ich wollt's thun, und weiß nicht mehr, was mich daran verhindert hat. O, mein Gott! ich bin ausgegangen, um ihm Cigarren zu kaufen!"

„Aber," sprach Joseph, „das Zimmer war verschlossen. Uebrigens ist's so schändlich, daß ich's nicht glauben kann. Er würde Ihre Matratze haben auftrennen, vorher überlegt haben müssen... Nein!"

„Ich habe sie noch gefühlt, als ich heute Morgen mein Bett machte."

Erschreckt, eilte Agathe hinunter, und fragte, ob Philipp noch einmal zu Hause gewesen wäre. Die Pförtnerin erzählte ihr Philipps Roman. Im Herzen getroffen, kam die Mutter ganz verändert zurück. So weiß, wie der Perkal ihres Hemdes, ging sie, wie nach unsrer Vorstellung die Gespenster gehen, langsam, geräuschlos und, vermöge einer übernatürlichen Wirkung, fast mechanisch. Sie trug einen Wachsstockleuchter in der Hand, der sie in das volle Licht setzte. Ihre Augen waren stier vor Schrecken und Abscheu; ohne es zu wissen, waren ihre Haare durch eine Bewegung ihrer Hände auf der Stirn zerzauset; Joseph stand bei der Erscheinung dieser Statue, wie angenagelt.

„Liebe Tante," sprach sie, „nehmen Sie meine Bestecke, ich habe deren sechs, sie sind so viel werth, wie Ihre Summe. Ich habe das Geld für Philipp hingenommen, weil ich

glaubte, es wieder dahinlegen zu können, ehe Sie es bemerkten. O, es hat mir sehr wehe gethan!“

Sie setzte sich. Ihre trocknen, stieren Augen schwankten noch ein wenig hin und her.

„Er hat den Streich ausgeübt,“ sagte die Descoings ganz leise zu Joseph.

„Nein, nein,“ versetzte Agathe; „nehmen Sie meine Bestecke, verkaufen Sie dieselben; sie sind mir unnütz; wir wollen mit dem Ihrigen essen.“

Sie ging in ihr Zimmer, ergriff die Besteckschachtel, öffnete sie und fand darin einen — Leihhausschein. Die arme Mutter stieß einen fürchterlichen Schrei aus. Joseph und die Descoings eilten herbei, sahen die Schachtel, und die erhabene Lüge der Mutter wurde unnütz. Alle Drei sahen einander an, ohne ein Wort zu sagen... In diesem Momente legte Agathe mit einer fast wahnsinnigen Bewegung den Finger auf den Mund, um Verschwiegenheit anzuempfehlen. Sie gingen zum Kamine im Salon zurück.

„Hören Sie, liebes Kind,“ sprach die alte Descoings, „ich bin im Herzen angegriffen, meine Terne wird herauskommen, ich weiß es gewiß. Ich denke nicht mehr an mich, ich denke an Sie. Nun, Ihr Sohn ist ein Ungeheuer, trotz Allem, was Sie für ihn thun, liebt er Sie doch nicht. Treffen Sie keine Vorsichtsmaßregeln gegen ihn, so wird Sie der Elende auf's Stroh bringen. Versprechen Sie mir, Ihre Renten zu verkaufen, daraus ein Capital zu machen, und dies auf Leibrenten anzulegen. Joseph hat ein gutes Geschäft, das ihm seinen Lebensurterhalt verschaffen wird. Wenn Sie dies thun, liebe Kleine, so werden Sie dem Joseph nie zur Last fallen. Desroches will seinen Sohn ver-

sorgen. Der kleine Desroches (er war damals sechsundzwanzig Jahre alt) hat eine Advocatur, er wird Ihre zwölftausend Franks auf Leibrenten nehmen."

Joseph nahm seiner Mutter Wachsstock, ging schnell in seine Werkstätte, und kam mit dreihundert Franks zurück: „Hier, Mama Descoings," sprach er, Ihr seinen Nothpfennig anbietend; „wir brauchen uns nicht darüber zu bekümmern, was Sie mit Ihrem Gelde machen; wir sind Ihnen das schuldig, was Ihnen fehlt; hier ist ein Theil davon!"

„Ich Deinen Nothpfennig nehmen, die Frucht Deiner Entbehrungen, die mir so viel Kummer machen! Bist Du närrisch, Joseph?" rief die alte Spielerin der königlichen Lotterie von Frankreich, sichtbar getheilt zwischen ihrem brutalen Glauben an ihre Terne und dieser Handlung, die ihr ein Sacrilegium zu sein schien.

„O, machen Sie damit, was Sie wollen," sprach Agathe, welche Josephs Benehmen zu Thränen rührte.

Die Descoings nahm Joseph beim Kopfe und küßte ihn auf die Stirn: „Liebes Kind, führe mich nicht in Versuchung... Siehe, ich würde verlieren... Es sind Dummheiten, die Lotterie!"

Nie ist etwas Heroischeres in dem unbekannten Drama des Privatlebens gesprochen worden. In diesem Momente läuteten die Glocken zur Mitternachtsmesse.

„Und dann ist's nun auch nicht mehr Zeit."

„O," sprach Joseph, „hier sind Ihre kabbalistischen Berechnungen!"

Der edelmüthige Künstler griff hastig nach den Nummern, stürzte die Treppe hinunter, und eilte, den Einsatz zu

besorgen. Als er nicht mehr da war, zerflossen Agathe und die Descoings in Thränen.

„Er gehet dahin, der herzensliebe Junge!“ rief die Spielerin; „aber es wird auch Alles ihm gehören, denn es ist sein Geld!“

Unglücklicherweise kannte Joseph ganz und gar nicht die Lage der Lotteriebureaux, welche zu jener Zeit die Lottospieler in Paris eben so gut kannten, wie heuer die Raucher die Tabakshandlungen kennen. Joseph ging wie närrisch umher und betrachtete die Laternenpfähle. Wenn er die Vorübergehenden bat, ihm ein Lotteriebureau nachzuweisen, so hieß es, sie wären geschlossen, aber das an der Treppe des Palais-Royal bleibe bisweilen etwas länger offen. Augenblicklich eilte der Künstler zum Palais-Royal, wo er das Bureau aber auch geschlossen fand.

„Zwei Minuten früher, und Sie hätten Ihren Einsatz machen können,“ sagte ihm einer der Billetausrufer, welche unten an der Treppe ihren Stand hatten und die sonderbaren Worte ausriefen: „Zwölftausend Franks für vierzig Sous!“ indem sie zugleich ganz fertige Billets ausboten.

Beim Scheine der Laterne und der Lichter des Café de la Rotonde untersuchte Joseph, ob zufällig auf einem der Billets eine von den Nummern der Descoings stände; aber er sahe keine einzige davon und kam mit dem Schmerze zurück, Alles vergeblich, was von ihm abhing, gethan zu haben, um die alte Frau, der er sein Mißgeschick erzählte, zu befriedigen.

Agathe und ihre Tante gingen mit einander in die Mitternachtsmesse und Joseph legte sich zu Bette. Das

Nachtessen fand nicht statt. Die Descoings hatte den Kopf verloren, und die Mutter hatte eine ewige Trauer im Herzen.

Die beiden Frauen standen spät auf. Es schlug zehn Uhr, als sich die Descoings zu rühren anfing, um das Frühstück anzurichten, das erst um halb zwölf Uhr fertig war. Um die Zeit enthielten die langen Listen, die über der Thür der Lotteriebureaux hingen, die herausgekommenen Nummern. Hätte die Descoings ihr Billet gehabt, so wäre sie schon um halb zehn Uhr in der Straße Neuve-des-Petits-Champs gewesen, um das Schicksal ihres Looses zu erfahren, das in einem an das Finanzministerium stoßenden Hôtel entschieden wurde, dessen Platz jetzt das Theater und der Platz Ventadour einnehmen. An allen Ziehungstagen konnten die Neugierigen an der Thür dieses Hôtels einen Haufen alter Weiber, Köchinnen und Greise bewundern, welche zu jener Zeit einen eben so merkwürdigen Anblick gewährten, wie jetzt der Haufen der Rentiers am Tage der Rentenauszahlung im Schatzgebäude.

„Nun, da sind Sie ja überreich!“ rief der alte Desroches, der in dem Augenblicke eintrat, als die Descoings ihren letzten Mund voll Kaffee niederschluckte.

„Wie so?“ rief Agathe.

„Ihre Terne ist herausgekommen,“ sagte er, und zeigte die auf ein Stückchen Papier geschriebene Liste der Nummern, wie sie die Bureauinhaber bei Hunderten in einer Backmulde auf ihr Comptoir stellten.

Joseph las die Liste, Agathe las die Liste, die Descoings las sie nicht; sie ward wie von einem Blitzschlag zu Boden geworfen. Als sie ihr Gesicht veränderte und einen Schrei ausstieß, trugen sie Desroches und Joseph auf ihr Bett.

Agathe ging nach einem Arzte aus; die Apoplexie warf die Arme nieder und sie kam erst gegen vier Uhr Abends wieder zu sich selbst. Der alte Haudry, ihr Arzt, sagte, daß sie, trotz dieses Besserseins, an ihre Angelegenheiten und ihr Seelenheil denken müsse. Sie hatte nichts weiter gesagt, als: „Zwei Millionen!“

Desroches, den Joseph mit den gehörigen Auslassungen von der Lage der Sache in Kenntniß gesetzt hatte, führte mehrere Beispiele von Spielern an, denen ihr Glück an dem Tage entgangen war, da sie zufällig ihren Einsatz zu machen vergessen; aber er begriff recht gut, wie ein solcher Schlag nach zwanzigjähriger Beharrlichkeit tödtlich sein müßte. Um fünf Uhr, in dem Momente, da die tiefste Stille in dem kleinen Zimmer herrschte, wo die Kranke von Joseph, der zu den Häupten und von Agathen, die zu den Füßen des Bettes saß, bewacht wurde, und der alte Desroches weggegangen war, um ihren Enkel zu holen, erschallte auf der Treppe das Geräusch von Josephs Tritten und Stocke.

„Da ist er! da ist er!“ rief die Descoings, welche sich aufrichtete und ihre gelähmte Zunge wieder rühren konnte.

Der Abscheu, welcher die Kranke so sehr aufregte, machte einen tiefen Eindruck auf Agathen und Joseph. Ihre peinliche Erwartung ward durch den Anblick des bläulichen, verfallenen Gesichtes Philipps, durch seinen wankenden Gang, durch den abscheulichen Zustand seiner tiefumringelten, matten und dennoch stieren Augen völlig gerechtfertigt. Er hatte einen heftigen Fieberschauder, seine Zähne klapperten.

„Jammer und Elend in Preußen!“ rief er. „Weder

Brot noch Kuchen und mir brennt die Kehle. Nun, was giebt's denn? Der Teufel mischt sich immer in unsre Sachen. Meine alte Descoings im Bette und spielt mir Augen zu, groß, wie Untertassen."

„Schweigen Sie, mein Herr," sprach Agathe zu ihm, und stand auf. „Respectiren Sie wenigstens das Unglück, das Sie verursacht haben."

„Oho, mein Herz?" sprach er, seine Mutter ansehend. „Mein liebes Mütterchen, das ist nicht gut; Sie lieben also wohl Ihren Jungen nicht mehr?"

„Sind Sie werth, geliebt zu werden? Erinnern Sie sich nicht mehr daran, was Sie gestern verübt? Denken Sie also an eine andere Wohnung, Sie können nicht mehr bei uns wohnen. Von morgen an nämlich," fügte sie hinzu; „denn in dem Zustande, in welchem Sie sind, ist's sehr schwer."

„Mich wegzujagen, nicht so?" entgegnete er. „Aha, Sie spielen hier wohl das Melodrama. Der verbannte Sohn? Halt! halt!... also so nehmen Sie die Sachen? Nun, Sie sind sämmtlich allerliebste Vögel? Was habe ich denn begangen? Ich habe mit der Matratze dieser Alten eine kleine Reinigung vorgenommen. Was Teufel! man legt das Geld nicht in Wolle. Und wo liegt denn das Verbrechen? Hat sie Ihnen nicht zwanzigtausend Franks genommen, die Alte? Sind wir nicht ihre Gläubiger? Gerade deshalb habe ich mich bezahlt gemacht!"

„Mein Gott! mein Gott!" rief die Sterbende, faltete die Hände und betete.

„Schweig!" rief Joseph, sprang auf seinen Bruder zu und legte ihm die Hand auf den Mund.

„Viertelschwenkung links ab, Schöps von Maler!“ rief Philipp, indem er seine starke Hand auf Josephs Schulter legte, und ihn so herumdrehte, daß er auf einen Lehnstuhl fiel. „Man rührt nicht also an den Schnauzbart eines Rittmeisters der kaiserlichen Gardedragoner.“

„Aber sie hat mir Alles wiedergegeben, was sie mir schuldig war,“ sagte Agathe, indem sie aufstand und ihrem Sohne ein zorniges Gesicht zeigte. „Uebrigens gehet dies nur mich an, Sie tödten dieselbe. Sie sind ein Unhold!“

„Ich tödte sie?“

„Nun, ihre Terne ist herausgekommen,“ rief Joseph, „und Du hast ihr das Geld zum Einsatze gestohlen!“

„Wenn sie an einer zurückgetretenen Terne platzt, so bin ich's nicht, der sie tödtet,“ antwortete der Trunkenbold.

„Aber so gehen Sie doch!“ sagte Agathe. „Ich verabscheue Sie. Sie haben alle Laster! Mein Gott! ist dies mein Sohn?“

Ein dumpfes Röcheln, welches aus der Descoings Kehle kam, hatte ihren Zorn erhöhet.

„Ich liebe Sie doch immer noch, Sie, meine Mutter, die Sie Schuld an meinem ganzen Unglücke sind!“ sagte Philipp. „Sie werfen mich vor die Thür, an einem Weihnachtstage, am Geburtstage des... wie heißt er doch gleich? Jesus! Was haben Sie dem Großvater Rouget gethan, daß er Sie verjagt und enterbt hat? Hätten Sie ihm nicht mißfallen, so wären wir reich, und ich würde nicht in das äußerste Elend gerathen sein. Was haben Sie, die eine gute Frau sind, Ihrem Vater gethan? Sie sehen also, daß ich auch ein guter Junge sein und doch vor die Thür geworfen werden kann. Ich, der Ruhm der Familie.“

„Die Schande!“ rief die Descoings.

Agathe zerschmolz in Thränen.

„Du gehest hinaus oder ermordest mich!“ rief Joseph, und stürzte sich mit Löwenkraft auf seinen Bruder.

„Mein Gott! mein Gott!“ rief Agathe, die sich bemühete, die beiden Brüder auseinander zu bringen.

In diesem Augenblicke traten Bixiou und der Arzt Haudry ein.

Joseph hatte seinen Bruder niedergeworfen und hielt ihn fest.

„Es ist ein wahres wildes Thier!“ sprach er. „Sprich nicht, oder ich...“

„Ich werde mich hieran erinnern,“ stammelte Philipp.

„Eine Familienerklärung,“ sagte Bixiou.

„Heben Sie ihn auf,“ gebot der Arzt; „er ist eben so krank wie die gute Frau. Entkleiden Sie ihn! Ziehen Sie ihm die Stiefeln aus!“

„Das ist leicht gesagt,“ sprach Bixiou; „aber sie müssen ihm abgeschnitten werden, denn seine Beine sind zu sehr angeschwollen...“

Agathe ergriff eine Scheere. Als sie die Stiefeln, die damals über den engen Hosen getragen wurden, aufgeschnitten, rollten zehn Goldstücke auf dem Boden hin.

„Da ist Ihr Geld!“ sagte Philipp murmelnd. „Verfluchtes Vieh, daß ich bin, ich habe die Reserve vergessen! Auch ich habe das Glück verfehlt!“

Der Wahnsinn eines schrecklichen Fiebers ergriff ihn, und er begann irre zu reden. Von dem alten Desroches, der dazu kam und von Bixiou unterstützt, konnte Joseph den Unglücklichen endlich in seine Kammer bringen. Der Doc-

tor Haudry ward genöthigt, sich aus dem Hospitale der Charité eine Zwangsjacke auszubitten, denn das Delirium nahm so zu, daß man befürchtete, Philipp möchte sich tödten: er wurde rasend.

Um neun Uhr wurde es im Hause wieder ruhig. Der Abbé Loreaux und Desroches versuchten es, Agathen, die nicht aufhörte, zu den Häupten der Descoings zu weinen, zu trösten. Sie hörte kopfschüttelnd zu und verharrete im Schweigen. Joseph und die Descoings kannten allein die Tiefe und Ausdehnung ihrer innern Wunde.

„Es wird sich bessern!" sagte Joseph endlich, als Desroches und Bixiou weggegangen waren.

„Ach," rief die Wittwe, „Philipp hat Recht. Mein Vater hat mich verflucht. Ich habe nicht das Recht, zu..." Sie wandte sich an die Descoings, indem sie die dreihundert Franks von Joseph und die bei Philipp gefundenen zweihundert Franks zusammenlegte: „Hier ist Geld!" Zu Joseph sprach sie: „Gehe hin und siehe nach, ob Deinem Bruder etwa das Trinken fehlt."

„Werden Sie ein auf einem Todtenbette gegebenes Versprechen halten?" fragte die Descoings, welche merkte, daß ihr der Verstand verging.

„Ja, liebe Tante."

„Nun so schwören Sie mir, Ihr Geld dem jungen Desroches auf Leibrenten zu geben. Meine Rente wird Ihnen fehlen, und aus dem, was Sie so eben gesagt, muß ich schließen, daß Sie sich von dem Elenden noch um den letzten Heller bringen lassen..."

„Ich schwöre es Ihnen, liebe Tante."

Die alte Gewürzkrämerin starb am 31. December, fün

Tage nachher, da sie den furchtbaren Schlag bekommen, den der alte Desroches ihr unschuldiger Weise versetzt hatte. Die fünfhundert Franks, das einzige Geld, das im Hause war, reichten kaum zu dem Begräbnisse der Wittwe Descoings hin. Sie hinterließ nur ein wenig Silbergeschirr und einige Mobilien, welche die Wittwe Bridau ihrem Enkel Bixiou herausgab.

Auf achthundert Franks Leibrenten heruntergebracht, welche ihr der junge Desroches gab, der damals um eine Advocatur ohne Clientel handelte, und dieses Capital von zwölftausend Franks dazu nahm, gab Agathe dem Eigenthümer seine Wohnung im dritten Stocke zurück und verkaufte alle unnöthigen Mobilien. Als nach Verlauf eines Monates der Kranke wieder genas, erklärte ihm Agathe kalt, daß sie alle ihr baares Geld auf die Kosten, welche die Krankheit verursacht, hätte verwenden müssen und in Zukunft genöthigt wäre, durch Arbeit ihr Leben zu fristen. Sie forderte ihn auf die liebreichste Weise auf, wieder in Dienst zu treten und für sich selbst zu sorgen.

„Sie hätten sich diese Predigt ersparen können," sagte Philipp, und sahe seine Mutter mit einem Auge an, das eine gänzliche Gleichgültigkeit kalt machte. „Ich habe wohl gesehen, daß Sie und mein Bruder mich nicht mehr lieben. Ich stehe nun allein in der Welt; das ist mir lieber!"

„Machen Sie sich der Liebe werth," antwortete die arme, in der Tiefe des Herzens angegriffene Frau, „und wir werden Ihnen unsre Liebe wieder schenken."

„Dummheiten!" rief er, sie unterbrechend.

Philipp nahm seinen abgeschabten Hut und seinen

Stock, setzte den Hut auf ein Ohr, und ging pfeifend die Treppe hinunter.

„Philipp, wohin gehest Du, ohne Geld?“ rief seine Mutter, welche die Thränen nicht zurückhalten konnte. „Hier ...“

Sie reichte ihm ein Papier mit hundert Franks in Golde. Philipp kam die Treppe wieder hinauf und nahm das Geld.

„Nun, Du umarmst mich nicht einmal?“ sprach sie, in Thränen zerfließend.

Er drückte die Mutter an sein Herz, aber ohne den Erguß der Gefühle, der sich mittheilt, und einem Kusse allein Werth giebt. Er küßte seine Mutter auf die Stirn.

„Und wohin gehest Du?“

„Zu Florentinen, der Geliebten Giroudeaus. Das sind Freunde!“

Er ging hinunter. Agathe ging in die Stube zurück, ihre Beine zitterten, ihre Augen waren dunkel, ihr Herz war beklommen. Sie warf sich auf die Kniee und flehete zu Gott um seinen Schutz für dieses ausgeartete Kind.

IX.

Philipps letzte Schelmenstreiche.

Im Februar 1823 hatte Madame Bridau Philipps Gemach bezogen, das über der Küche ihrer ehemaligen Wohnung lag. Das Atelier und die Kammer des Malers befanden sich gegenüber auf der andern Seite der Treppe. Als Joseph seine Mutter bis auf diesen Punkt gebracht sahe, wollte er wenigstens, daß sie sich möglichst wohl befinden sollte. Nach dem Abzuge seines Bruders befaßte er sich mit der Einrichtung der Mansarde, welcher er das Künstlersiegel aufdrückte. Er legte einen Teppich hinein. Das einfach, aber mit ausgesuchtem Geschmack eingerichtete Bett hatte eine klösterliche Einfachheit. Die Wände, mit wohlfeiler, gutgewählter Percaline von einer mit dem neu aufgeputzten Mobiliar übereinstimmenden Farbe, bekleidet, machte das Innere des Zimmers elegant und sauber. Hierzu fügte er eine doppelte Thür, die inwendig einen Vorhang hatte; das Fenster ward durch einen Rollvorhang verdeckt, der ein sanftes Licht gab.

Wenn sich auch Agathens Leben auf den einfachsten Ausdruck beschränkte, den das Leben einer Frau in Paris annehmen kann, so befand sie sich doch, vermöge der Bemühungen ihres Sohnes, besser, wie jeder Andere in ähnlicher Lage. Um seiner Mutter die schrecklichste Langeweile des

parisischen Hauslebens zu ersparen, führte sie Joseph alle Tage zum Diner an eine table d'hôte, in der Straße Beaune, wo sich anständige Frauen, Deputirte und andere achtbare Personen einfanden, und wo jede Person hundertundzwanzig Franks monatlich bezahlte.

Agathe, welche nur das Frühstück zu besorgen hatte, nahm nun für den Sohn dieselbe Gewohnheit an, welche sie für den Vater gehabt hatte. Trotz Josephs frommen Lügen erfuhr sie endlich, daß ihr Diner monatlich hundertundzwanzig Franks kostete. Erschreckt durch die Größe dieser Ausgabe, und sich nicht denkend, daß ihr Sohn durch das Malen nackter Frauen viel Geld verdienen konnte, erlangte sie durch Loraux, ihren Beichtvater, eine Stelle von jährlich siebenhundert Franks in einem Lotteriebureau, das der Gräfin Bauvan, Wittwe eines ehemaligen Anführers der Chouans, gehörte.

Die Lotteriebureaux, das Loos der protegirten Wittwen, gaben einer Familie, welche die Verantwortlichkeit dafür übernahm, nur ein sehr gewöhnliches Einkommen. Unter der Restauration aber war die Schwierigkeit, alle geleisteten Dienste in den Grenzen der constitutionellen Regierung zu belohnen, die Veranlassung, daß man angesehenen, unglücklichen Frauen, welche Ansprüche hatten, nicht ein, sondern zwei Lotteriebureaux gab, deren Einnahme sechs- bis zehntausend Franks betrug. In diesem Falle hielt die protegirte Wittwe des Generals oder Adeligen ihre Bureaux nicht selbst, sondern hatte interessirte Gérants. Waren dies Mannsleute, so konnten sie einen Employé nicht entbehren, denn das Bureau mußte vom Morgen an bis um Mitternacht offen sein, und die Schreibereien waren auch beträcht-

lich. Die Gräfin Vauvan, welcher der Abbé Loraux die Lage der Wittwe Bridau schilderte, versprach derselben, im Falle ihr Gérant abgehen sollte, dessen Stelle, und gab ihr einstweilen siebenhundert Franks Gehalt.

Die arme Wittwe, genöthigt, von zehn Uhr an auf dem Bureau zu sein, hatte den ganzen Tag, zur Zeit des Diners nur zwei Stunden für sich. Sie kam um sieben Uhr zurück und arbeitete dann noch bis zur Mitternacht. Zwei Jahre lang unterließ es Joseph nicht einen einzigen Tag, seine Mutter Abends abzuholen, um sie nach der Straße Mazarine zu führen, und oft holte er sie auch zum Diner ab. Seine Freunde sahen ihn die Oper, die italienische Comödie, die glänzendsten Salons verlassen, um sich noch vor Mitternacht in der Straße Vivienne einzufinden.

Im Jahre 1825 erlangte der erste Maler des Königs für Agathen ein Lotteriebureau in der Nähe der Halle. Die Wittwe vertauschte glücklich, ohne das Geringste nachzuzahlen, mit dem Inhaber eines in der Seinestraße belegenen Bureau's, wo Joseph zugleich seine Werkstätte aufschlug. Nun nahm sie einen Gérant und war glücklich, daß sie ihrem Joseph nicht viel mehr kostete.

Ehe sie diese Stelle bekam, die so schwer zu erringen war, da sie erst bei der Gemäldeausstellung im Jahre 1823, als die beiden Gemälde ihres Sohnes den Namen Bridau berühmt machten, die Unterleitung bekam, gewöhnte sie sich an die eintönige Regelmäßigkeit des Lebens, in welcher die von Kummer angegriffenen Leute einen Stützpunkt finden. Nachdem sie Morgens ihr Zimmer in Ordnung grbracht, wo es kein Vögelchen und keine Katzen mehr gab, bereitete sie das Frühstück und trug es in ihres Sohnes Atelier, wo

sie dasselbe mit einander verzehrten. Dann brachte sie Josephs Gemach in Ordnung, löschte das Feuer in dem ihrigen aus und arbeitete im Atelier, neben dem kleinen eisernen Ofen. Sobald ein Kunstgenosse oder Modelle kamen, ging sie hinaus. Obgleich sie nichts von der Kunst und ihren Hilfsmitteln verstand, gefiel ihr doch die tiefe Stille des Ateliers. In dieser Hinsicht machte sie gar keinen Fortschritt, gab sich nicht das Ansehen, als verstehe sie etwas davon, erstaunte ganz naiv, wenn sie sahe, daß man Gewicht auf die Farbe, auf die Composition, auf die Zeichnung legte.

Wenn ein Mitglied der geschlossenen Gesellschaft, zu der Joseph gehörte, oder ein befreundeter Maler, wie Schinner, Peter Grassau, Léon von Lora discoutirten, so schlich sie herbei, um mit Aufmerksamkeit zuzusehen und entdeckte nichts von dem, was so gewichtige Ausdrücke, so warme Wortwechsel veranlaßte. Sie besorgte die Wäsche ihres Sohnes und besserte ihm die Strümpfe und Unterstrümpfe aus, sie reinigte ihm sogar seine Palette, reinigte seine Pinsel und brachte in dem Atelier Alles in Ordnung. Als Joseph sahe, daß seine Mutter diese Kleinigkeiten verstand, überhäufte er sie mit Liebesbezeugungen. Verstanden Mutter und Sohn auch im Punkte der Kunst sich nicht mit einander, so trafen sie doch auf eine wunderbare Weise in der Zärtlichkeit mit einander zusammen. Die Mutter hatte ein Project. Als Agathe eines Morgens mit Joseph recht freundlich und traulich geschwatzt hatte, während er ein großes Gemälde skizzirte, das er nachher ausführte, das aber nicht begriffen wurde, wagte sie, ganz laut zu sagen: „Mein Gott, was macht er?“

„Wer?“

„Philipp!“

„Ah, dem Burschen gehet's jetzt trübselig, er wird sich bilden.“

„Aber er hat die Dürftigkeit schon kennen gelernt, und vielleicht ist sie es gerade, die ihn ganz verändert hat. Wäre er glücklich, so würde er gut sein.“

„Glaubst Du denn, Mutter, daß er auf seiner Reise gelitten hat? Du irrest Dich; er hat sich in New-York so lustig gemacht, wie er's noch hier macht.“

„Wenn er aber in unsrer Nähe Noth litte, es wäre doch erschrecklich.“

„Ja,“ entgegnete Joseph. „Was mich betrifft, so würde ich ihm gern Geld geben; aber ich mag ihn nicht sehen. Er hat die arme Descoings getödtet.“

„Also würdest Du sein Portrait nicht machen?“

„Für Dich, liebe Mutter, würde ich den Märtyrertod leiden. Ich brauche mich nur an einen Umstand zu erinnern: er ist mein Bruder.“

„Sein Bild als Dragonerrittmeister zu Pferde.“

„Ja, ich habe da ein schönes Pferd nach Gros, ich kann's nicht gebrauchen.“

„Nun, so erkundige Dich bei Deinem Freunde, wie es ihm gehet.“

„Ich werde hingehen.“

Agathe stand auf; ihre Scheere, Alles fiel zur Erde; sie umfaßte Josephs Kopf und verbarg zwei Thränen in seinen Haaren.

„Nun, der Junge ist einmal Deine Leidenschaft! Wir haben Alle unsre unglückliche Leidenschaft,“ sprach er.

Joseph ging in die Straße du Sentier und fand hier gegen vier Uhr seinen Bruder, der Giroudeau's Stelle versahe. Der alte Rittmeister war Cassirer eines von seinem Neffen gegründeten Wochenjournales geworden. Obgleich Finot Eigenthümer des kleinen Journales blieb, das er auf Actien herausgegeben und dessen Actien sämmtlich in seinen Händen waren, so war doch der sichtbare Eigenthümer und Chef der Redaction einer seiner Freunde, Namens Lousteau, gerade der Sohn des Subdelegirten von Issoudun, an dem sich der Großvater Bridau's hatte rächen wollen. Er war zugleich der Neffe der Madame Hochon.

Um seinem Oncle gefällig zu sein, hatte Finot dem Bridau seine Stelle gegeben, den Gehalt jedoch um die Hälfte verkürzt. Giroudeau verificirte dann täglich um fünf Uhr die Casse, und nahm die Tagseinnahme mit sich. Der Invalide Coloquinte, der als Bureauwärter diente und die Wege machte, beaufsichtigte den Rittmeister ein wenig. Uebrigens betrug sich Philipp ordentlich. Von sechshundert Franks Gehalt und fünfhundert Franks für sein Kreuz konnte er um so besser leben, da er am Tage im Bureau eine warme Stube hatte, und die Abende im Theater zubrachte, das er gratis besuchte, und also nur für Nahrung und Wohnung zu sorgen brauchte. Coloquinte trug Stempelpapier auf dem Kopfe weg, und Philipp bürstete seine Ueberärmel von grüner Leinwand ab, als Joseph in's Bureau trat.

„Halt, da bist Du ja!“ sagte Philipp. „Gut, wir wollen mit einander speisen; Du gehest mit in die Oper; Florine und Florentine haben eine Loge. Ich gehe mit Girou-

deau dahin; Du sollst mitgehen, Du wirst Nathan kennen lernen!“

Er griff nach seinem bebleieten Stocke und machte seine Cigarre naß.

„Ich kann Deine Einladung nicht benutzen; ich muß die Mutter führen, wir speisen an table d’hôte.“

„Nun, wie gehet’s denn der armen Frau?“

„Nicht ganz übel. Ich habe das Portrait unsres Vaters und der Madame Descoings aufgefrischt; ich habe das meinige fertig und möchte gern der Mutter das Deinige schenken, und zwar in der Uniform der Gardedragoner.“

„Schön!“

„Aber Du mußt mir sitzen.“

„Ich werde von neun bis um fünf Uhr in diesem Hühnerhause festgehalten.“

„Zwei Sonntage werden genug sein.“

„Gut, Kleiner,“ sprach der ehemalige Ordonnanzofficier des Kaisers und zündete seine Cigarre an der Lampe des Pförtners an.

Als Joseph auf dem Wege nach der Straße Beaune seiner Mutter Philipps Lage schilderte, fühlte er ihren Arm auf dem seinigen zittern; die Freude erleuchtete das verfallene Gesicht; die arme Frau athmete wie Jemand, der eine große Last los wird. Am andern Tage hatte sie für Josephs Aufmerksamkeiten, welche ihr ihr Glück und die Dankbarkeit eingaben; sie schmückte sein Atelier mit Blumen und kaufte ihm zwei Jardinièren.

Am ersten Sonntage, da Philipp zum Sitzen kommen sollte, besorgte Agathe im Atelier ein ausgesuchtes Frühstück. Sie setzte Alles auf den Tisch, ohne eine Flasche mit

Branntwein zu vergessen, die aber nur zur Hälfte voll war. Sie blieb hinter einem Schirme, in den sie ein Loch machte. Der Exdragoner hatte Abends vorher seine Uniform geschickt, die sie zu umarmen sich nicht enthalten konnte. Als Philipp in voller Uniform auf einem jener ausgestopften Pferde saß, deren sich die Sattler bedienen, und das Joseph gemiethet hatte, war Agathe, um sich nicht zu verrathen, genöthigt, das leise Geräusch ihrer Thränen mit der Unterhaltung der beiden Brüder zu vermischen. Philipp saß zwei Stunden vor und zwei Stunden nach dem Frühstücke. Um drei Uhr Nachmittags zog der Dragener seine gewöhnliche Kleidung wieder an, und während er seine Cigarre rauchte, schlug er seinem Bruder zum zweiten Male ein Diner im Palais-Royal vor, und ließ Gold in seiner Tasche klingen.

„Nein,“ entgegnete Joseph, „Du erschreckst mich, wenn ich Gold bei Dir sehe.“

„Ah so, Ihr werdet also stets eine übele Meinung von mir haben?“ rief der Rittmeister mit donnernder Stimme.

„Nein, nein,“ antwortete Agathe, aus ihrem Versteck hervorkommend und ihren Sohn umarmend. „Wir wollen mit ihm essen, Joseph.“

Joseph wagte nicht, seiner Mutter entgegen zu sein; er kleidete sich an, und Philipp führte sie nach der Straße Montorgueil, in den Rocher de Cancale, wo er ihnen ein splendides Diner gab, das an hundert Franks kostete.

„Der Henker!“ sprach Joseph unruhig, „bei einem Einkommen von elfhundert Franks machst Du, wie Ponchard in der „weißen Dame“ Ersparnisse, daß Du Landgüter damit kaufen könntest.“

„Pah! ich bin im Zuge," entgegnete Philipp, der ungeheuer getrunken hatte.

Als Joseph auf der Thürschwelle, noch ehe er in den Wagen stieg, um in's Schauspiel zu fahren (Philipp führte seine Mutter in den Cirque Olympique, das einzige Theater, das sie mit Erlaubniß ihres Beichtvaters besuchen durfte) diese Worte vernahm, drückte Joseph den Arm seiner Mutter; diese stellte sich sogleich, als sei sie unpäßlich, und schlug es ab, ins Schauspiel zu fahren. Philipp führte nun seine Mutter und seinen Bruder nach der Straße Mazarine zurück, wo Agathe, als sie sich mit Joseph in der Mansarde allein befand, kein Wort sprach. Am folgenden Sonntage kam Philipp, um zu sitzen. Dieses Mal war die Mutter bei der Sitzung sichtbar. Sie servirte das Frühstück und konnte den Dragoner ausfragen. Sie erfuhr nun, daß der Neffe der alten Madame Hochon, der Freundin ihrer Mutter, eine gewisse Rolle in der Literatur spielte. Philipp und sein Freund Giroudeau befanden sich in dieser Gesellschaft von Journalisten, Schauspielerinnen und Buchhändlern, und waren in ihrer Eigenschaft als Cassirer angesehen. Philipp, welcher, wenn er nach dem Frühstücke saß, immer Kirschschnaps trank, hatte eine entfesselte Zunge. Er rühmte sich, in kurzer Zeit ein angesehener Mann zu werden. Als ihn aber Joseph um seine Geldmittel befragte, schwieg er. Zufällig gab's, wegen eines Festtages, am folgenden Tage kein Journal. Um ein Ende zu machen, wollte Philipp daher morgen sitzen. Joseph stellte ihm vor, daß die Zeit der Gemäldeausstellung herannahe, er kein Geld zum Ankaufe von zwei Rahmen zu seinen Gemälden habe und sich dies durch die Beendigung der Copie eines Rubens,

den ein Bilderhändler, Namens Magus haben wolle, verschaffen müsse. Das Original gehöre einem Banquier aus der Schweiz, der es nur auf zehn Tage hergeliehen habe, und morgen sei der letzte Tag. Die Sitzung müsse also durchaus bis auf den nächsten Sonntag verschoben werden."

„Dies ist's wohl?" sprach Philipp, das auf der Staffelei liegende Bild von Rubens betrachtend.

„Ja; es kostet zwanzigtausend Franks. Es giebt Stücke Leinwand, die hunderttausend Franks kosten," sprach Joseph.

„Deine Copie gefällt mir besser," sagte der Dragoner.

„Sie ist jünger," versetzte Joseph lachend; „aber meine Copie kostet nur tausend Franks. Ich muß ihr morgen alle Töne geben und sie alt machen, damit man sie nicht erkennt."

„Adieu, liebe Mutter!" sagte Philipp, seine Mutter umarmend. „Nächsten Sonntag komme ich wieder!"

Am andern Tage sollte Elias Magus seine Copie holen. Ein Freund Josephs, der für diesen Kaufmann arbeitete, Fougères, wollte die fertige Copie sehen. Als Joseph ihn anklopfen hörte, legte er, um ihm einen Possen zu spielen, seine mit einem besondern Lack überstrichne Copie an die Stelle des Originales, und dieses auf die Staffelei. Er mystificirte den Peter Grassou von Fougères vollständig, und dieser verwunderte sich nicht wenig über diesen Streich.

„Solltest Du wohl auch den alten Elias Magus täuschen?" sagte Peter Grassou.

„Wir werden sehen," entgegnete Joseph.

Der Kaufmann kam nicht; es war spät. Agathe aß bei Madame Desroches, die ihren Mann kürzlich verloren

hatte. Joseph schlug dem Peter Grassou vor, mit ihm zu seiner table d'hôte zu gehen. Als er wegging, ließ er, wie er's gewohnt war, den Schlüssel bei dem Pförtner zurück.

„Ich muß heute Abend sitzen," sagte Philipp zu der Pförtnerin, eine Stunde nach dem Weggange Josephs. „Ich werde auf meinen Bruder warten."

Der Pförtner gab Philipp den Schlüssel; er ging hinauf und nahm die Copie weg, welche er für das Original hielt; dann ging er wieder hinunter, händigte der Pförtnerin den Schlüssel ein, stellte sich, als habe er etwas vergessen, und ging fort, um den Rubens für dreitausend Franks zu verkaufen. Er war so klug gewesen, dem Elias Magus von Seiten seines Bruders zu bestellen, daß er erst am andern Tage das Bild abholen möchte.

Als Abends Joseph, der seine Mutter von der Wittwe Desroches abgeholt hatte, nach Hause zurückkam, erzählte ihm der Pförtner Philipps sonderbares Benehmen, der eben so schnell wieder weggegangen, wie er gekommen wäre.

„Ich bin verloren, wenn er nicht die Delicatesse gehabt hat, die Copie zu nehmen!" rief der Maler, den Diebstahl ahnend.

Eiligst stieg er die Treppe hinauf, stürzte sich in sein Atelier und sagte: „Gott sei gelobt! Er ist gewesen, was er stets sein wird — ein gemeiner Schelm!"

„Agathe war Joseph gefolgt. Sie verstand Josephs Worte nicht; aber als ihr Sohn sie ihr erklärt, blieb sie stehen, ohne Thränen in den Augen.

„Ich habe also nur noch einen Sohn!" sagte sie mit schwacher Stimme.

„Wir haben ihn in den Augen Fremder nicht entehren

wollen," entgegnete Joseph; „aber von jetzt an muß er bei dem Pförtner bezeichnet werden. Künftig stecken wir die Schlüssel zu uns. Ich werde sein verwünschtes Bild aus dem Gedächtnisse vollenden, es fehlt nur noch wenig daran."

„Laß es, wie es ist; sein Anblick würde mir zu wehe thun," sprach die tief im Herzen verwundete und über so viel Niederträchtigkeit bestürzte Mutter.

Philipp wußte, wozu das Geld dieser Copie bestimmt war; er kannte den Abgrund, in welchen er seinen Bruder stürzte, er hatte nichts respectirt. Von nun an sprach Agathe nicht mehr von Philipp. Ihr Gesicht nahm den Ausdruck einer bittern, kalten, concentrirten Verzweiflung an. Ein Gedanke marterte sie.

„Einst," sagte sie, „werden wir Bridau vor Gericht sehen!"

Zwei Monate nachher, bei Eröffnung des Salons, und in dem Augenblicke, da Agathe in ihr Lotteriebureau gehen wollte, besuchte sie Giroudeau, die mit ihrem Sohne, dem fortan ihr ganzes Herz gehörte, frühstückte. Als sich Giroudeau nannte, zitterten Mutter und Sohn um so mehr, als der Exdragoner die wenig einnehmende Physiognomie eines alten Seebären hatte.

Seine beiden grauen, erloschenen Augen, sein scheckiger Schnauzbart, die Reste um einen butterfarbenen Schädel zerstreueter Haare zeigten, ich weiß nicht was Verzerrtes und Liederliches. Er trug einen alten, eisengrauen Oberrock, der mit der Rosette der Ehrenlegion geschmückt war und auf seinem Dickbauche, der mit seinem bis an die Ohren gespaltenen Munde harmonirte, kaum zusammenreichte; sein breitschultriger Rumpf ruhete auf kleinen Spindelbeinen;

sein auf den Backenknochen gerötheter Teint zeugte von einem lustigen Leben; den untern Theil seiner Backen umgab die abgenutzte, schwarzsammetne Halsbinde und in den Ohren hingen ungeheure Ringe.

„Madame," sprach der Oheim und Cassirer Finots, „Ihr Sohn befindet sich in einer so unglücklichen Lage, daß es seinen Freunden unmöglich ist, Sie nicht zu bitten, die schweren Lasten, die er ihnen auflegt, zu theilen. Er kann seine Stelle beim Journale nicht mehr versehen. Mademoiselle Florentine von der Porte-Saint-Martin beherbergt ihn in einer elenden Mansarde. Er ist todtkrank. Wenn Sie und Ihr Sohn die Medicin nicht bezahlen können, so werden wir gezwungen sein, ihn zu seiner Heilung in's Lazareth bringen zu lassen, während wir ihn für dreihundert Franks behalten würden. Er muß durchaus einen Wächter haben; Abends, wenn Modemoiselle Florentine im Theater ist, gehet er aus und genießt reizende Sachen, die seiner Krankheit gerade entgegen sind, und da wir ihn lieb haben, so macht er uns wirklich unglücklich. Er hat seine Pension auf drei Jahre verpfändet; seine Stelle bei dem Journale wird einstweilen von einem Andern versehen; aber er wird sich tödten, Madame, wenn wir ihn nicht in die Heilanstalt des Doctors Dubois bringen. Dieses anständige Hospiz kostet täglich zehn Franks; Florentine und ich wollen die eine Hälfte dazu geben, übernehmen Sie die andere Hälfte, es wird nur zwei Monate währen."

„Mein Herr, es ist schwer, daß Ihnen eine Mutter für das, was Sie an ihrem Sohne thun, nicht ewig dankbar sein sollte; aber dieser Sohn ist aus meinem Herzen herausgerissen, und Geld habe ich auch nicht. Um meinem Sohne,

den Sie hier sehen, der Tag und Nacht arbeitet, der sich abmühet, der die ganze Liebe einer Mutter verdient, nicht zur Last zu fallen, gehe ich morgen als Untergerantin in ein Lotteriebureau. In meinem Alter!..."

„Und Sie, junger Mann?" sagte der alte Dragoner zu Joseph; „wie ist's? Werden Sie nicht gegen Ihren Bruder eben so gut handeln, wie es eine arme Tänzerin von der Porte-Saint-Martin und ein alter Kriegsmann thun?"

„Halt! wollen Sie, daß ich Ihnen in der Künstlersprache sage, was Sie hieher führt? Sie wollen uns prellen!"

„Morgen wird also Ihr Bruder in's Hospital gehen."

„Er wird dort recht gut aufgehoben sein. Komme ich jemals in eine ähnliche Lage, so gehe ich auch dahin."

Giroudeau entfernte sich sehr mißmüthig, aber auch tief gedemüthigt, daß er einen Mann, der in der Schlacht bei Montereau die Befehle des Kaisers getragen, in's Hospital bringen sollte.

Als ein Vierteljahr nachher, gegen Ende des Julius, Agathe, welche den Sous am Pont-des-Arts nicht geben wollte, über den Pont-Neuf nach ihrem Lotteriebureau ging, bemerkte sie, die Kaufläden des Quai's de l'Ecole entlang, wo sie an der Brustlehne hinging, einen Mann, der die Livree der Dürftigkeit zweiter Ordnung trug. Es giebt in Paris wirklich drei Classen des Elends. Zuvörderst das Elend des Menschen, der den Schein bewahrt, und dem die Zukunft angehört; das Elend der jungen Leute, der Künstler, der Weltleute, die für den Augenblick in Noth sind. Die Zeichen dieses Elendes sind nur durch das Mikroskop des geübtesten Beobachters sichtbar. Dies ist der Ritterstand

der Dürftigkeit, die Mitglieder desselben fahren noch im Cabriolette. In der zweiten Classe sind die Greise, denen Alles gleichgültig ist, die im Monate Junius das Kreuz der Ehrenlegion auf einen weißen Flausrock hängen. Dies ist das Elend der alten Rentiers, der alten Employés, welche in Sainte-Périne wohnen, und die sich um die äußere Kleidung nicht mehr bekümmern. Endlich das Elend in Lumpen, das poetischste von allen.

Der Mann, in welchem Agathe ihren Sohn zu erkennen glaubte, gehörte den beiden letzten Classen an. Sie bemerkte eine fürchterlich abgetragene Halsbinde, einen kniestigen Hut, geflickte und schiefgetretene Stiefel, einen fadenscheinigen Rock mit Knöpfen ohne Formen, deren offene oder zusammengeschrumpfte Kapseln mit einem schmierigen Kragen und abgenutzten Taschen in völligem Einklange standen. Spuren von Flaum zeigten sattsam, daß, wenn der Oberrock noch etwas enthielt, dies nichts Anderes als Staub sein konnte. Der Mann zog Hände aus seinen eisengrauen, aufgeschlizten Beinkleidern, die schwarz waren, wie die eines Tagelöhners. Auf der Brust endlich trug er ein gestricktes, wollenes Gilet, das durch den langen Gebrauch gebräunt war, unter den Aermeln hervorsahe, über die Beinkleider reichte, sich allenthalben zeigte und wahrscheinlich statt des Hemdes diente.

Die Mutter erkannte nicht sogleich ihren Sohn. Philipp trug einen Augenschirm von grünem Taffet und Draht. Sein fast kahler Kopf, sein entstelltes Gesicht, sein Teint verkündeten sattsam, daß er aus dem Hospitale du Midi kam. Sein blauer, auf allen Nähten verblaßter Oberrock war immer noch mit der Rosette der Ehrenlegion geziert.

Die Vorübergehenden betrachteten ihn mit mitleidiger Neugierde. Die Rosette beunruhigte den Blick und warf die Ehrenlegion in wenig ehrenvolle Zweifel, denn zu jener Zeit gab es in Frankreich noch keine dreiundfunfzigtausend Decorirte.

Agathe fühlte ihr Inneres erbeben. War es ihr auch unmöglich, diesen Sohn zu lieben, so konnte sie doch noch viel für ihn leiden. Sie war durch den letzten Strahl der sterbenden Mutterliebe erleuchtet. Sie weinte, als sie sahe, wie der früher glänzende Ordonnanzofficier des Kaisers Miene machte, in einen Tabaksladen zu treten, um eine Cigarre zu kaufen, und auf der Schwelle stehen blieb; er hatte in seinen Taschen gesucht, und nichts darin gefunden.

Agathe ging schnell über den Quai, nahm ihre Börse, drückte sie Philipp in die Hand und entschlüpfte, wie wenn sie ein Verbrechen begangen hätte. Zwei Tage lang konnte sie nichts genießen, stets schwebte ihr das schreckliche Bild ihres in Paris vor Hunger sterbenden Sohnes vor Augen.

„Wer wird ihm, nachdem meine Börse erschöpft ist, Geld geben? dachte sie. Giroudeau täuschte uns nicht, er ist in's Hospital gegangen.“

Sie sahe in ihm nicht mehr den Mörder ihrer armen Tante, die Geißel der Familie, den Hausdieb, den Spieler, den Trinker, den Wüstling der untersten Classe, sie sahe nur einen vor Hunger sterbenden Genesenden, einen Raucher ohne Taback. Sie wurde in einem Alter von siebenundvierzig Jahren, wie eine Frau von siebzig Jahren; ihre Augen erloschen nur in Thränen und im Gebete.

Aber dies war nicht der letzte Schlag, den ihr dieser Sohn versetzen sollte; ihre schrecklichste Ahnung ging in Er-

füllung. Die Officierverschwörung, welche die Verschwörung vom 19. August genannt wird, ward entdeckt. Man rief in den Straßen den Auszug aus dem Moniteur aus. Agathe hörte in der Tiefe ihres Lotteriebureau's in der Straße Vivienne den Namen Philipp Bridau. Sie ward ohnmächtig, und der Gerant, der ihren Kummer begriff, und einsahe, daß es nöthig war, Schritte zu Philipps Rettung zu thun, gab ihr einen vierzehntägigen Urlaub.

„Ach, mein Freund, wir mit unsrer Strenge haben ihn dazu getrieben!“ sagte sie zu Joseph, als sie sich in's Bett legte.

„Ich will zu Desroches gehen,“ antwortete Joseph.

Während der Künstler Philipps Sache dem Desroches empfahl, welcher für den gewürfeltsten und verschlagensten Advocaten galt, und übrigens mehreren Personen, unter Andern dem damaligen Generalsecretair, des Lupeaulx, Dienste leistete, zeigte sich Giroudeau bei der Wittwe, die dieses Mal Vertrauen zu ihm hatte.

„Madame,“ sprach er zu ihr, „bringen Sie zwölftausend Franks zusammen, und Ihr Sohn wird aus Mangel an Beweisen in Freiheit gesetzt werden. Das Schweigen zweier Zeugen muß erkauft werden.“

„Ich werde sie anschaffen,“ sagte die arme Mutter, ohne zu wissen wo und wie.

Die Gefahr gab ihr den Einfall, an die alte Madame Hochon zu schreiben, um sie von ihrem Bruder, Johann Jakob Rouget zu erbitten, damit sie ihren Sohn retten könne. Sollte Rouget sich weigern, so bat sie Madame Hochon, sie ihr zu leihen und verpflichtete sich, dieselben in zwei Jah-

ten zurückzuzahlen. Mit umgehender Post bekam sie folgenden Brief:

„Liebe Kleine!“

„Ihr Bruder, der wenigstens vierzigtausend Livres Renten hat, wird keinen Heller für Neffen geben, die er nie gesehen hat. Was mich betrifft, so wissen Sie gewiß nicht, daß ich, so lange mein Mann lebt, nicht über sechs Sous verfügen kann, Hochon ist der größte Geizhals in Issoudun; ich weiß nicht, was er mit seinem Gelde macht; er giebt seinen drei Enkeln nicht mehr als zwanzig Franks monatlich. Um zu borgen, bedarf ich seiner Autorisation, und er wird sie mir verweigern. Ich habe nicht einmal den Versuch gemacht, mit Ihrem Bruder davon zu sprechen, denn er hat eine Concubine bei sich, deren sehr unterthäniger Diener er ist. Ich habe es Ihnen mehrere Male zu verstehen gegeben, daß Ihre Gegenwart in Issoudun Ihren Bruder retten und für Ihre Kinder aus den Klauen dieser Creatur ein Vermögen von vierzigtausend Livres Renten reißen könnte; aber Sie antworten mir nicht oder scheinen mich nie verstanden zu haben. Deßhalb bin ich heute genöthigt, es Ihnen rund heraus zu sagen. Ich nehme wohl Theil an dem Unglücke, das Ihnen widerfährt; aber ich kann Sie nur beklagen, mein liebes Herzchen. Hören Sie nur, warum ich Ihnen nicht dienen kann: in einem Alter von fünfundachtzig Jahren hält Hochon täglich seine vier Mahlzeiten, ißt Abends Salat und hartgekochte Eier und läuft, wie ein Kaninchen. Mein ganzes Leben wird dahin gehen, ohne daß ich zwanzig Livres in meiner Börse gehabt habe, denn er macht mir gewiß noch die Grabschrift. Wenn Sie nach Issoudun kommen wollen, um den Einfluß der Concubine auf Ihren Bru-

der zu bekämpfen, so werde ich schon Mühe genug haben, von Herrn Hochon die Erlaubniß zu Ihrer Aufnahme bei mir zu erlangen. Aber Sie können hierher kommen, er wird mir in diesem Punkte nachgeben, oder ich werde von ihm durch einen meiner Enkel, der majorenn ist, die Rechnungen über das Vermögen meiner ältesten Tochter abfordern lassen. Ich hoffe, daß Ihr Philipp sich herauswickeln wird. Nehmen Sie einen guten Advocaten an, und kommen Sie möglichst bald nach Issoudun. Bedenken Sie, daß Ihr Bruder sehr schwachköpfig, siebenundfunfzig Jahre alt und hinfälliger wie Hochon ist. Adieu, meine kleine Agathe, Gott helfe Ihnen!

Maximiliane Hochon, geborene Lousteau."

„Nachschrift. Ist mein Neffe, der in den Journalen schreibt und mit Ihrem Philipp Bekanntschaft gemacht hat, zu Ihnen gekommen, um Ihnen mich zu empfehlen? Schreiben Sie mir, was Sie davon wissen."

Dieser Brief war für Agathen sehr wichtig; sie zeigte ihn Joseph, und war gezwungen, ihm Giroudeau's Vorschlag zu erzählen. Der Künstler, der, sobald es sich um seinen Bruder handelte, klug wurde, machte seiner Mutter bemerklich, daß sie dem Desroches Alles mittheilen müsse. Ergriffen von der Richtigkeit dieser Bemerkung gingen Mutter und Sohn am andern Morgen um zehn Uhr zu Desroches. Dieser Advocat, trocken, wie sein verstorbener Vater, mit einer quickenden Stimme, hartem Teint, und einem Gesicht wie ein Iltiß, der sich die Lippen vom Hühnerblute rein leckt, sprang wie ein Tiger, als er Giroudeau's Besuche und Vorschläge hörte.

„Ach so, Mutter Bridau!" rief er mit seiner dünnen

Stimme; „wie lange wollen Sie sich noch von Ihrem verwünschten Gaudiebe von Sohn an der Nase herumführen lassen? Geben Sie keinen Heller. Ich bürge Ihnen für denselben. Bloß um seine Zukunft zu retten, bestehe ich darauf, daß er von dem Pairshofe gerichtet werde, und Gott gebe, daß ich seine Verurtheilung erlange. Gehen Sie nach Issoudun, retten Sie das Vermögen Ihrer Kinder. Gelingt es Ihnen nicht, macht Ihr Bruder ein Testament zu Gunsten jenes Weibsbildes, so sammeln Sie wenigstens die Elemente zu einem Processe wegen Erbschleicherei, ich will ihn führen. Aber Sie sind eine zu rechtliche Frau. In den Ferien werde ich selbst nach Issoudun gehen!"

Bei diesem: „Werde ich selbst nach Issoudun gehen!" schauderte dem Künstler die Haut. Desroches blinzelte mit dem Auge, um Joseph zu sagen, er möge seine Mutter ein wenig vorausgehen lassen, und behielt ihn einen Augenblick zurück.

„Ihr Bruder ist ein großer Schuft; er ist freiwillig oder unfreiwillig die Ursache der Entdeckung der Verschwörung; denn der Schelm ist so fein, daß man die Wahrheit davon nicht entdecken kann. Er ist entweder ein Pinsel oder ein Verräther! Er wird unter die Aufsicht der hohen Polizei gestellt werden, das ist Alles! Seien Sie ruhig, ich allein weiß dies Geheimniß. Gehen Sie mit Ihrer Mutter nach Issoudun, Sie haben Verstand, suchen Sie diese Erbschaft zu retten."

„Nun, meine arme Mutter, Desroches hat Recht," sprach er, als er Agathen eingeholt hatte. „Ich habe meine beiden Gemälde verkauft, reisen wir nach Berry, weil Du vierzehn Tage Urlaub hast."

Agathe und Joseph machten sich schon am andern Tage auf den Weg nach Issoudun und überließen Philipp seinem Schicksale. Die Diligence fuhr durch die Straße d'Enfer. Als Agathe den Palast Luxemburg sahe, wohin man Philipp gebracht hatte, konnte sie sich nicht enthalten, zu sagen: „Ohne die Alliirten wäre er vielleicht nicht dort!“

Viele Kinder würden Ungeduld gezeigt oder vor Mitleid gelächelt haben; aber der Künstler, der sich mit seiner Mutter allein in der Halbkutsche befand, ergriff sie, drückte sie an sein Herz und sagte: „O, Mutter, Du bist Mutter, wie Raphael Maler war! und Du wirst stets eine schwache Mutter sein!“

Claudinens Launen.

§. I.
Bohemia in Paris.

Unter allen Personen der Bekanntschaft, die wir unsre Freunde zu nennen pflegen, zeichne ich einen jungen Edelmann aus, der einen außerordentlichen Geist und unendliches Unglück hat, voll der vortrefflichsten Absichten ist, dessen Unterhaltung entzückt, der, obgleich noch jung, doch schon viel gesehen hat, und, indem er auf etwas Besseres wartet, zu der Bohemia gehört.

Die Bohemia ist die Doctrin des Boulevard der Italiener. Sie bestehet aus jungen Leuten, die älter als zwanzig und noch nicht dreißig Jahre alt sind, lauter Männer von Genie in ihrer Art, noch wenig bekannt, die sich aber bekannt machen, und dann sehr ausgezeichnete Leute sein werden. Man unterscheidet sie schon an den Carnevalstagen, während welcher Zeit sie die Ueberfülle ihres Witzes, der sonst nicht übersprudelt, in mehr oder minder närrischen Erfindungen entladen. In welcher Zeit leben wir? Welche absurde Macht läßt unermeßliche Kräfte auf diese Weise sich aufreiben? Ich kenne in der Bohemia Diplomaten, fähig, die Projecte Rußlands über den Haufen zu werfen, wenn sie von der Macht Frankreichs unterstützt würden. Es befinden sich Schriftsteller darin, Administratoren, Militairs, Journalisten, Künstler: man findet darin alle Arten von

Geist und Fähigkeit. Es ist ein Mikrokosma. Wenn der Kaiser von Rußland für eine Zwanzig Millionen die Bohemia kaufte und diese das Asphalt der Boulevards verlassen wollte, und er sie nach Odessa brächte, so würde Odessa in einem Jahre Paris sein. In der Bohemia findet sich die unnütze, verwelkende Blüthe der bewunderenswerthen, französischen Jugend, welche Napoleon und Ludwig XIV. aufsuchten, welche seit sechsundzwanzig Jahren die Gerontokratie vernachlässigt, unter der in Frankreich Alles verwelkt, eine schöne Jugend, von der noch neuerlich Herr Tissot, ein wenig verdächtiger Mann, sagte: „Diese, seiner wahrhaft würdige Jugend, gebrauchte der Kaiser überall zu seinen Conseils, in der Generaladministration, bei von Schwierigkeiten starrenden oder gefahrvollen Negociationen, bei der Verwaltung der eroberten Länder, und überall entsprach sie seiner Erwartung! Die jungen Leute waren für ihn die missi dominici (abgeschickten Dominicaner) Karls des Großen."

Das Wort Bohemia sagt Ihnen Alles. Die Bohemia hat nichts und lebt von dem, was sie hat. Die Hoffnung ist ihr Gesetzbuch, das Vertrauen auf sich selbst ihre Regierung, die Nächstenliebe ist im Zustande der Theorie. Alle diese jungen Leute sind größer, wie ihr Unglück; sie stehen unter dem Glücke, aber über dem Geschicke. Immer mit einem Wenn bei der Hand, geistreich wie Feuilletons, lustig wie Leute, welche trinken, sind sie mehr schuldig, als sie trinken. Endlich sind sie — und dahin gerade will ich kommen — verliebt, und wie! Man denke sich Lovelace, Heinrich IV., den Regenten *), Werther **), Saint-Preux, René, den Marschall Richelieu in einer Person vereinigt,

und man wird eine Idee von ihrer Liebe haben; denn sie sind Eklektiker; sie serviren eine Liebe, wie sie eine Frau nur wollen kann; ihr Herz gleicht der Karte eines Restaurateurs, sie haben, ohne es zu wissen, und vielleicht ohne es gelesen zu haben, das Buch Stendalh's von der Liebe in Anwendung gebracht; sie haben die Section der Geschmacksliebe, der leidenschaftlichen Liebe, der launenhaften Liebe, der krystallisirten Liebe und besonders der flüchtigen Liebe, Alles ist gut für sie. Sie haben das burleske Axiom geschaffen: Alle Frauen sind vor dem Manne gleich. Der Text dieses Artikels ist kräftiger, da indeß, meiner Meinung nach der Sinn desselben falsch ist, so bleibe ich nicht bei dem Buchstaben stehen.

„Madame, mein Freund heißt: Gabriel Johann Anna Benjamin Georg Ferdinand Karl Eduard Rusticol, Graf von la Palferine. Die Rusticoli sind mit Katharina von Medicis nach Frankreich gekommen; man hatte ihnen damals eine winzige Souverainetät in Toskana genommen, sie waren ein wenig mit den Este's verwandt und hatten sich mit den Guisen befreundet. Sie haben in der St. Bartholomäusnacht viele Protestanten getödtet, und Karl IX. hat ihnen die dem Herzoge von Savoyen abgenommene Grafschaft la Palferine geschenkt, welche ihnen Heinrich IV. wieder abkaufte, um sie dem Herzoge von Savoyen zurückzugeben, indem er ihnen jedoch den Titel davon ließ. Als Ersatz dafür haben die Grafen von la Palferine zwei Kronen-

---

*) Der Herzog von Orleans während der Minderjährigkeit Ludwigs XV.

**) Bekannt durch Göthe's Buch: „Werther's Leiden.“

ämter und ein Gouvernement bekommen. Unter den Valois und bis zu der Quasiregierung Richelieu's haben sie die schönste Rolle gespielt; unter Ludwig dem XIV. sanken sie und unter Ludwig XV. wurden sie ruinirt. Der Großvater meines Freundes verzehrte die Reste dieses glänzenden Hauses mit Mademoiselle Laguerre, die er zuerst producirte. Der Vater Karl Eduards, der im Jahre 1789 Officier und ohne Vermögen war, hatte den guten Einfall, sich, mit Hilfe der Revolution, Rusticoli zu nennen. Dieser Vater, der übrigens während der Kriege in Italien eine Pathin der Gräfin Albani, eine Capponi heirathete, woher der Vorname la Palferine kommt, war einer der besten Obersten der Armee. Der Kaiser ernannte ihn zum Commandeur des Ordens der Ehrenlegion und machte ihn zum Grafen. Der Oberst hatte eine leichte Deviation der Rückenwirbelsäule und sein Sohn sagte deßhalb lachend: „Es war ein wiedergemachter Graf. Der General, Graf Rusticoli, denn er ward in Regensburg Brigadegeneral, starb zu Wien nach der Schlacht bei Wagram, wo er auf dem Schlachtfelde zum Divisionsgeneral ernannt worden war. Sein Name, seine italienische Illustration, sein Verdienst würden ihm späterhin gewiß den Marschallstab verschafft haben. Unter der Restauration würde er das große und schöne Haus la Palferine wieder gegründet haben — ein Haus, das schon um's Jahr 1100 als Rusticoli so glänzend war, denn die Rusticoli hatten bereits einen Papst geliefert und zwei Male das Königreich Neapel revolutionirt; ein Haus, das unter den Valois so splendide und so geschickt war, daß die Palferines, obgleich entschiedene Frondeurs, noch unter Lud-

wig XIV. existirten. Mazarin liebte sie, weil er an ihnen einen Rest vom Toskanischen erkannte.

Wenn man heuer Eduard von Palferine nennt, so wissen von hundert Personen noch nicht drei, wer die Palferines sind; aber die Bourbons haben ja sogar einen Foix-Grailly von seinem Pinsel leben lassen. Ach, wenn man wüßte, mit welchem Witze Eduard von la Palferine diese unberühmte Lage gefaßt hat! wie er sich über das Bürgerthum von 1830 lustig macht, welches Salz, welcher Atticismus! Wenn die Bohemia einen König leiden könnte, so wäre er König der Bohemia. Sein Witz ist unerschöpflich. Man verdankt ihm die Carte der Bohemia und die Namen der sieben Schösser, welche Nodier nicht hat finden können, und welche einem der witzigsten Schwänke unsrer Zeit fehlen.

Einige Züge von meinem Freunde la Palferine werden die Leser in den Stand setzen, ihn beurtheilen zu können.

Palferine trifft einen seiner Freunde, der zur Bohemia gehörte, auf dem Boulevard mit einem Bürger im Wortwechsel, der sich für beleidigt hielt. Die Bohemia ist sehr unverschämt gegen die neue Staatsgewalt; man wollte sich schlagen.

„Einen Augenblick,“ sagt la Palferine, indem er so sehr Lauzun wird, wie es Lauzun je gewesen, „einen Augenblick: ist der Herr geboren?“

„Wie, mein Herr,“ sprach der Bürger.

„Ja, sind Sie geboren? Wie heißen Sie?“

„Godin.“

„Hm, Godin!“ sagt der Freund des la Palferine.

„Einen Augenblick, mein Lieber,“ spricht la Palferine

seinen Freund aufhaltend. „Es giebt Trigaudins. Gehören Sie dazu?“

Der Bürger erstaunt.

„Nein.“

„Sie gehören dann wohl zu den neuen Herzögen von Gaëta aus kaiserlicher Fabrik?“

„Nein.“

„Nun, wie können Sie denn verlangen, daß mein Freund, welcher Gesandtschaftssecretair und Gesandter werden wird, und dem Sie einst Respect schuldig sein werden, sich mit Ihnen schlagen soll? Godin! dergleichen existirt nicht. Sie sind nichts, Godin! Mein Freund kann sich nicht mit Jedermann schlagen. Wenn man Etwas ist, so schlägt man sich nur mit Jemandem, der Etwas ist. Adieu, mein Lieber!“

„Grüßen Sie Ihre liebe Frau!“ fügte der Freund hinzu.

Eines Tags ging Palferine mit einem Freunde spaziren, der einem Vorübergehenden das Ende seiner Cigarre an die Nase wirft. Der Geworfene wird böse.

„Sie haben das Feuer Ihres Gegners ausgehalten,“ spricht der Graf, „die Zeugen erklären, daß die Ehre befriedigt ist.“

Er war seinem Schneider tausend Franks schuldig. Anstatt selbst zu kommen, schickte der Schneider eines Morgens seinen ersten Commis zu la Palferine. Dieser findet den Unglücklichen in dem Faubourg du Roule in der sechsten Etage auf dem Hofe eines Hauses. Es war kein Mobiliar in dem Zimmer, aber ein Bett, und welch' ein Bett! ein Tisch, und welch' ein Tisch!

La Palferine hört das Verlangen des Commis, „das ich“

sagte er, „unerlaubt nennen möchte, weil es Morgens um sieben Uhr angebracht wurde, an."

„Gehen Sie, und sagen Sie Ihrem Herrn," antwortete er mit der Geberde und Haltung eines Mirabeau, „in welchem Zustande Sie mich angetroffen haben."

Der Commis tritt zurück und entschuldigt sich. La Palferine siehet den jungen Mann auf dem Treppenabsatze, stehet in dem durch die Verse des Brittannicus illustrirten Anzuge aus dem Bette auf, und spricht zu ihm: „Sehen Sie genau die Treppe an, damit Sie mit ihm von der Treppe sprechen können."

In welche Lage ihn auch der Zufall werfen mag, so hat er sich nie unter der Krisis, nie ohne Geist, nie von schlechtem Geschmacke gezeigt; er entfaltet stets und in Allem das Genie Rivarol's und die Feinheit des französischen großen Herrn. Er ist's, der die köstliche Geschichte von dem Freunde Laffitte!s erfunden hat, der, als er in das Bureau der Nationalsubscription kommt, um den Vorschlag zu machen, diesem Banquier sein Hôtel, in welchem die Revolution von 1830 gebrauet wurde, zu erhalten, sagte: „Hier sind fünf Franks, geben Sie mir hundert Sous zurück." Man hat eine Caricatur daraus gemacht.

Er hatte das Unglück, ein junges Mädchen zur Mutter zu machen, wie es im Anklagestyle genannt wird. Das Mädchen gestehet seinen Fehltritt der Mutter, einer ehrlichen Bürgerin, und diese läuft zu la Palferine und fragt ihn, was er zu thun gedenke?

„Aber, Madame, ich bin weder Chirurgus, noch Hebeamme."

Sie ward aus dem Felde geschlagen; aber drei oder

vier Jahre nachher kommt sie wieder, und fragt la Palferine beständig, was er zu thun gedenke.

„O, Madame," antwortet er, „wenn das Kind sieben Jahre alt sein, also das Alter haben wird, in welchem die Kinder aus den Händen der Frauen in die der Männer übergehen ... (die Mutter giebt ein Zeichen des Beifalles); wenn das Kind wirklich von mir ist (die Mutter nickt); wenn es mir auf eine auffallende Weise ähnlich ist, wenn ich meine Sinnesart und besonders das Ansehen der Rusticoli an ihm erkenne, oh! dann (neue Geberden der Mutter), ja, auf mein Edelmannswort, dann werde ich ihm — eine Stange Gerstenzucker kaufen."

„Alles dies, wenn Sie mir erlauben, den Styl zu gebrauchen, dessen sich Herr Sainte-Beuve in der Biographie der Unbekannten bedient — Alles dies ist die lustige, scherzhafte, aber schon durch eine starke Race verdorbene Seite. Dies riecht mehr nach seinem Hirschpark, als nach seinem Hôtel in Rambouillet. Dies ist nicht die Race der Sanften, und ich möchte daraus auf ein wenig Liederlichkeit und zwar ein wenig mehr, als ich den brillanten und edelmüthigen Naturen wünsche, schließen; aber es ist galant in Richelieu's Manier, schalkhaft, und vielleicht zu drollig; es sind vielleicht die Uebertreibungen des achtzehnten Jahrhunderts; dies stößt hinten an die Musquetier *) und beleidigt Champcenets; aber diese Flatterhaftigkeit hat etwas von den Arabesken und Verzierungen des alten Hofes der Valois an sich. Man muß in einer so moralischen Zeit, wie die unsrige, gegen solche Keckheiten streng sein; aber

---

*) Die adelige Leibwache der ehemaligen Könige von Frankreich.

diese Stange Gerstenzucker kann den jungen Mädchen die Gefahr jener Arten des Umgangs zeigen, die anfänglich voll Träumereien, mehr reizend, als streng, rosenroth und blühend sind, deren Neigungen aber nicht beobachtet werden und welche an reifende Ausschweifungen, an Fehltritte voll zweideutigen Aufwallens, an zu vibrante Resultate grenzen. Diese Anekdote schildert den lebhaften Geist des la Palferine, denn er hat das Entre-Deux, welches Pascal verlangte, er ist zärtlich und unbarmherzig, er ist, wie Epaminondas, gleich groß in den äußersten Fällen. Dieser Witz bestimmt zugleich die Epoche, denn ehemals gab's keine Geburtshelfer. Die Raffinements unsrer Civilisation erklären sich also aus diesem Zuge, welcher bleiben wird.

„Ach, welches Gewäsch machen Sie mir da vor, mein lieber Nathan?“ sagte sie zu mir.

„Frau Baronin,“ sage ich zu ihr, „Sie kennen den Werth dieser kostbaren Phrasen nicht; ich spreche in diesem Augenblicke das Sainte-Beuve.“

Als la Palferine einst mit untergeschlagenen Armen in Gesellschaft von Freunden auf dem Boulevard spazieren gehet, siehet er den grimmigsten seiner Gläubiger auf sich los kommen. Der Gläubiger spricht zu ihm: „Denken Sie an mich?“

„Nicht im Geringsten von der Welt,“ antwortet der Graf.

Man bemerke, wie mißlich seine Lage war. Schon Herr von Talleyrand hatte bei ähnlicher Gelegenheit gesagt: Sie sind sehr neugierig, mein Lieber! Es kam darauf an, diesem unnachahmbaren Manne nicht nachzuahmen.

Freigebig, wie Buckingham, konnte er's nicht ertragen,

daß man ihn ohne Geld fand. Als er einst einem Schornsteinfeger nichts geben konnte, schöpfte er aus einem Rosinenfasse, das an der Thür eines Gewürzkrämers stand, und füllte die Mütze des kleinen Savoyarden, der sich die Rosinen recht wohl schmecken ließ. Der Gewürzkrämer lachte zuerst und hielt zuletzt seine Hand hin.

„O, pfui!“ sagte la Palferine. „Ihre linke Hand, mein Herr, muß nicht wissen, was so eben meine Rechte gethan.“

Neben einem abenteuerlichen Muthe, hat er zugleich geistreiche Bravour. Als er auf dem Wege nach der Oper einen Menschen sahe, der sich über ihn in unhöflichen Worten ausgedrückt hatte, gab er ihm beim Vorübergehen einen Stoß mit dem Ellenbogen; dann kehrte er nochmals um, und versetzte ihm einen zweiten.

„Sie sind sehr ungeschickt,“ sagte der Gestoßene.

„Im Gegentheile, ich habe es absichtlich gethan.“

Der junge Mann überreicht ihm seine Karte.

„Sie ist sehr schmutzig,“ sagte la Palferin; „geben Sie mir gefälligst eine andere;“ fügte er, dieselbe wegwerfend, hinzu.

Bei dem Duelle bekommt er einen Degenstoß. Der Gegner siehet das Blut herauskommen, will den Kampf endigen, und ruft: „Sie sind verwundet, mein Herr!“

„Ich läugne den Stoß ab!“ entgegnet er mit eben der Kaltblütigkeit, als wenn er auf einem Fechtboden gewesen wäre, und er ripostirte mit einem gleichen, aber tiefern Stoße, indem er hinzufügte: „Das ist der echte Stoß.“

Dies — stets in den Gewässern des Herrn Sainte-Beuve bleibend — erinnert an die Raffinés und die feine Spötte-

rei der schönen Tage der Monarchie. Man siehet hierin ein ungezwungenes Leben, aber ohne Haltpunct, eine lachende Phantasie, die uns nur im Beginne der Jugend verliehen wird. Es ist nicht der Sammet der Blumen, sondern es liegt trockenes, volles, fruchtbares Korn darin, welches den Winter sichert. Finden Sie nicht, daß diese Dinge etwas Ungesättigtes, Unruhiges verkündigen, das sich nicht analysiren, nicht beschreiben, aber wohl begreifen läßt, das in zerstreuten, hohen Flammen verbrennen würde, wenn die Gelegenheit zu seiner Entwickelung erschiene? Es ist die Accedia des Klosters, etwas Versauertes, Gegohrenes in der stehenden Unbeschäftigtheit der jugendlichen Kräfte, eine vage, dunkle Traurigkeit.

„Genug!“ sprach sie; „Sie machen mir Kopfschmerz.“

Es ist die Langeweile der Nachmittage. Man ist ohne Amt, man thut lieber Uebeles, als gar nichts, und dies wird in Frankreich immer der Fall sein. Die Jugend hat in diesem Momente zwei Seiten: die fleißige Seite der Verkannten, die hitzige Seite der Leidenschaftlichen.

„Genug!“ wiederholte sie mit einem Winke der Autorität. „Sie greifen meine Nerven an.“

Ich eile, um Ihnen la Palferine vollends zu schildern, mich in seine galanten Regionen zu werfen, um Ihnen das eigenthümliche Genie dieses jungen Mannes begreiflich zu machen, der wundersam einen Theil der boshaften Jugend, jener Jugend repräsentirt, die stark genug ist, über die Lage zu lachen, worein sie die Albernheit der Regierenden versetzt — einer Jugend, die calculatorisch genug ist, um nichts zu thun, weil sie die Unnützlichkeit der Arbeit siehet — einer Jugend, die noch lebhaft genug ist, um sich an das Vergnü-

gen zu hängen, die einzige Sache, die man ihr nicht hat rauben können. Aber ein schwachköpfiger, frömmlerischer Hof wird alle Abschläge abschaffen, in welche sich so viele Anstelligkeiten und Talente ergießen könnten. Nichts ist für diese Dichter, nichts für diese jungen Gelehrten vorhanden. Um Ihnen die Dummheit dieser Leute begreiflich zu machen, will ich Ihnen erzählen, was dem la Palferine begegnet ist. Es giebt am Hofe einen Employé für Unglücksfälle, wie es auf dem Theater der Seiltänzer einen Apfelkernhausemployé giebt. Dieser Employé erfuhr eines Tags, daß la Palferine in erschrecklicher Geldnoth wäre; er machte ohne Zweifel einen Bericht darüber, und brachte dem Erben der Rusticoli funfzig Franks. La Palferine empfing diesen Herrn mit vollkommenem Anstande, und unterhielt ihn von den hohen Personen am Hofe. „Ist's wahr, daß Mademoiselle von Orleans so und so viel zu dem Service beisteuert, das Jeaneſt für ihren Neffen macht? Das wird sehr schön werden.“

La Palferine hatte einen kleinen, zehnjährigen Savoyarden angenommen, den er den Vater Anchises nannte, der ihm zu nichts dient, und von dem er sagt: „Ich habe nie so viel Albernheit mit so viel Verstand vereinigt gefunden; er würde für mich durch's Feuer gehen; er begreift Alles, und begreift nicht, daß ich für ihn nichts thun kann.“ Anchises holte von einem Kutschenvermiether eine prächtige Halbkutsche, auf der hinten ein Lakai stand. In dem Momente, da la Palferine das Geräusch der Kutsche hörte, hatte er die Unterredung geschickt auf die Functionen dieses Herrn, den er von nun an den Mann für die Dürftigkeit ohne Ausschweifung nannte, geleitet und sich nach

seiner Arbeit und seiner Besoldung erkundigt. „Gab man Ihm einen Wagen, um Seine Wege in der Stadt abzumachen?“

„O, nein!“ antwortete er. Bei diesem Worte begleiten la Palferine und der Freund, welcher bei ihm war, den armen Mann, gehen hinunter und zwingen ihn, in den Wagen zu steigen. Der Regen floß in Strömen; la Palferine hatte Alles berechnet, und er bot ihm an, ihn dahin fahren zu lassen, wohin er nun wollte. Als der Almosenvertheiler seinen neuen Besuch beendigt hatte, fand er die Equipage noch vor der Thür. Der Lakai händigte ihm folgende, mit Bleistift geschriebene Worte ein:

„Der Wagen ist auf drei Tage von dem Grafen Rusticoli von la Palferine bezahlt worden, der sich zu glücklich fühlt, sich mit den Beweisen der Milde des Hofes anzuschließen, indem er den Wohlthaten desselben Flügel giebt.“

Von jener Zeit an nennt la Palferine die Civilliste eine incivile Liste.

Er wurde von einer Frau, deren Aufführung etwas leicht war, leidenschaftlich geliebt. Antonia wohnte in der Straße du Helder und war dort allgemein bekannt. Seitdem sie aber den Grafen kennen gelernt, hatte sie sich inne gehalten. Es fehlte ihr nicht an der Impertinenz von Ehemals, welche die jetzigen Frauen bis zur Insolenz verschluckt haben.

Nach einem vierzehntägigen, ungetrübten Glücke ward diese Frau zum Vortheile ihrer Civilliste genöthigt, zu einem weniger ausschließlichen Liebessysteme zurückzukehren. Als la Palferine merkte, daß man nicht aufrichtig gegen ihn

war, schrieb er an Madame Antonia folgenden Brief, der sie berühmt machte:

„Madame!“

„Ihre Aufführung setzt mich eben so sehr in Erstaunen, als sie mich betrübt. Nicht zufrieden damit, mir durch Ihre Geringschätzung das Herz zu zerreißen, haben Sie auch noch die Unzartheit, mir eine Zahnbürste vorzuenthalten, deren Wiederanschaffung mir meine Vermögensumstände nicht gestatten, da mein Eigenthum mit Hypotheken beschwert ist.“

„Adieu, zu schöne, zu undankbare Freundin! Möchten wir uns in einer bessern Welt wiedersehen können.“

„Karl Eduard.“

Sicherlich — wir bedienen uns immer noch des macaronischen Styles des Herrn Sainte-Beuve — sicherlich übertrifft dies um Vieles den Spott Sternes in der Empfindsamen Reise; ohne seine Grobheit würde es Scarron sein. Ich weiß nicht, ob Molière, wie von dem Besten des Cyrano nicht gesagt haben würde: Dies gehört mir! Richelieu ist nicht vollständiger gewesen als er an die Prinzessin, die ihm im Hofe der Küchen des Palais-Royal erwartete, schrieb: „Bleiben Sie, meine Königin, um die Küchenjungen zu entzücken! Ich weiß nicht, ob die Griechen und Römer diese Art Witz gekannt haben. Vielleicht ist ihm Plato nahe gekommen; aber auf der strengen, musikalischen Seite.“

Auf folgende Weise wurde er mit Claudinen bekannt. Einst, an einem jener unbeschäftigten Tage, da die Jugend sich selbst zur Last ist und nur aus ihrer Energie und der Niedergeschlagenheit, wozu sie übermüthige Greise verdammen, hervorgehet, um Uebeles zu thun, um jene ungeheuern

Narrheiten zu begehen, die ihre Entschuldigung in der Kühnheit ihrer Auffassung selbst haben, ging la Palferine in derselben Stimmung auf dem Trottoir zwischen der Straße Grammont und der Straße Richelieu. Er sahe von fern eine Frau, die zu elegant angezogen, und, wie er sagt, mit zu kostspieligen und zu nachlässig getragenen Effecten versehen war, um sie nicht für eine Prinzessin des Hofes und der Oper zu halten; aber, er sagt, seit dem Julius 1830 ist die Zweideutigkeit unmöglich, und es mußte also eine Opernprinzessin sein. Der junge Graf begiebt sich an die Seite dieser Frau, als wenn sie ihm eine Rondez-vous gegeben und folgt ihr mit einer höflichen Hartnäckigkeit, mit einer Beharrlichkeit von gutem Geschmack, indem er ihr gut angebrachte Blicke voll Autorität zuwirft, welche sie zwangen, sich escortiren zu lassen. Ein Anderer würde durch den Empfang erstarrt, durch die ersten Chassez-croisez der Frau, durch die piquante Kälte ihrer Miene, durch strenge Worte aus der Fassung gebracht worden sein; aber la Palferine sagte ihr so lustige Dinge, gegen die kein Ernst, kein Entschluß Stich hält. Um sich von ihm loszumachen, ging die Unbekannte in den Laden ihrer Putzhändlerin; Karl Eduard gehet auch hinein, setzt sich, giebt seine Meinung und berathet sie wie ein Mann, der zu bezahlen bereit ist. Seine Kaltblütigkeit beunruhigt die Frau. Sie gehet weg. Er gehet weg. Auf der Treppe spricht sie zu ihm: „Mein Herr, ich gehe zu einer Verwandten meines Mannes, einer alten Dame, Madame von Bonsalot.

„O, Madame von Bonsalot?“ antwortete der Graf, „aber ich bin entzückt, ich gehe auch dahin...“

Das Paar gehet dahin; Karl Eduard tritt mit der

Frau in's Zimmer; man glaubt, sie habe ihn mitgebracht; er mischt sich in die Unterhaltung und verschwendet dabei seinen feinen, ausgezeichneten Witz. Der Besuch wurde in die Länge gezogen. Das war nicht seine Meinung.

„Madame," sprach er zur Unbekannten, „bedenken Sie, daß uns Ihr Mann erwartet und uns nur ein Viertelstündchen gestattet hat."

Durch diese Kühnheit, die, Sie wissen es, den Frauen stets gefällt, in Verwirrung gesetzt, fortgerissen durch jenen siegenden Blick, und jene tiefe und aufrichtige Miene zugleich, welche Karl Eduard zu haben scheint, stehet sie auf, nimmt den Arm ihres aufgedrungenen Cavaliers, gehet hinunter und sagt ihm auf der Schwelle der Thür: „Mein Herr, ich liebe den Scherz."

„Ich wohl nicht?" sprach er. — Sie lachte.

„Aber es hängt nur von Ihnen ab, daß die Sache ernsthaft wird," fuhr er fort. „Ich bin der Graf von la Palferine, und ich bin entzückt, mein Herz und mein Vermögen zu Ihren Füßen niederzulegen."

La Palferine war damals fünfundzwanzig Jahre alt. Dies fiel im Jahre 1834 vor. Glücklicherweise hatte sich der Graf an jenem Tage elegant gekleidet. Ich will Ihnen denselben mit wenigen Worten schildern: er ist das lebende Bild Ludwigs XIII.; er hat eine bleiche, an den Schläfen graziöse Stirn, olivenfarbigen Teint, jenen italienischen Teint, der bei Lichte weiß wird, braunes Haar, lang getragen und einen schwarzen Schnurrbart; er hat davon ein ernstes, melancholisches Ansehen, denn seine Person und sein Charakter bilden einen erstaunlichen Contrast.

Als Claudine den Namen hörte und die Person sahe,

erbebte sie. La Palferine bemerkte es und wirft ihr einen Blick seiner tiefen, schwarzen, wie Mandeln gespaltenen Augen mit leicht gerunzelten, schwärzlichen Augenlidern zu, welche von Genüssen zeugen, die fürchterlichen Strapatzen gleich sind.

Unter diesem Blicke, spricht sie: „Ihre Adresse!“

„Welche Ungeschicktheit!“ entgegnete er.

„Ah, so!“ sagt sie lächelnd; „Vogel auf dem Zweige?“

„Adieu, Madame, Sie sind eine Frau, wie ich sie bedarf; aber mein Vermögen kommt bei weitem meinem Verlangen nicht gleich.“

Er grüßt sie und verläßt sie, ohne zurückzukehren. Zwei Tage darauf wollte er, in Folge einer der Fatalitäten, die nur in Paris möglich sind, seine überflüssige Garderobe an einen der Kleiderseller, die auf Pfänder leihen, verkaufen, und nahm gerade mit ungeduldiger Miene den lange behandelten Preis von ihm in Empfang, als die Unbekannte vorübergehet und ihn erkennt.

„Ich nehme Ihr Waldhorn auf keinen Fall,“ ruft er dem bestürzten Kaufmanne zu!

Und er zeigte auf ein ungeheures Waldhorn hin, das draußen hing und gegen die Kleider der Ambassadenjäger und Generale des Kaiserreiches sonderbar abstach. Hierauf folgte er stolz und ungestüm der jungen Frau. Seit diesem großen Tage des Waldhornes verstanden sie einander vollkommen.

Karl Eduard hat die richtigsten Ideen von der Liebe. Es giebt seiner Meinung nach nur eine einzige Liebe im Leben des Menschen. In jedem Alter läßt sich diese Liebe auf uns herab, wie sich die Gnade auf den heiligen Paulus

niederließ. Ein Mensch kann sechzig Jahre alt werden, ohne sie empfunden zu haben; plötzlich erklärt sie sich, wie Gentz für Fanny Elßler. Diese Liebe ist, nach einem herrlichen Ausdrucke Heine's, vielleicht die geheime Krankheit des Herzens, eine Combination des Gefühls des Unendlichen, das in uns ist, und des schönen Ideales, das sich unter einer sichtbaren Form offenbart. Kurz, diese Liebe umfaßt zugleich die Schöpfung und das Geschöpf. So lange es sich nicht um dieses große Gedicht handelt, kann man nur scherzend von der Liebe handeln, die endigen muß, und daraus machen, was in der Literatur die leichten Poesien im Vergleich zu dem epischen Gedichte sind.

Karl Eduard fühlte bei dieser Verbindung weder den Donnerschlag, welcher jene echte Liebe verkündigt, noch die langsame Offenbarung der Reize, die langsame Kenntniß der geheimen Eigenschaften, welche zwei Wesen durch eine wachsende Macht mit einander verknüpfen. Die echte Liebe hat nur zwei Arten des Entstehens: entweder der erste Anblick, der ohne Zweifel eine Wirkung des schottischen zweiten Gesichtes ist, oder die stufenweise Verschmelzung der beiden Naturen, welche die platonische Androgyne realisirt. Karl Eduard aber ward rasend geliebt. Diese Frau fühlte für ihn die vollständige, idealische und physische Liebe, kurz, la Palferine wurde für sie ihre echte Liebe. Für ihn war Claudine nur eine köstliche Geliebte. Der Teufel mit seiner Hölle, der doch gewiß ein mächtiger Zauberer ist, würde nie das System dieser beiden ungleichen Liebenden haben werden können. Ich wage sogar zu behaupten, daß Claudine dem Karl Eduard oft Langeweile machte.

Nach Verlauf von drei Tagen sind die Frau, die man

nicht liebt und der Fisch, den man aufgehoben hat, gut, um Fenster hinausgeworfen zu werden, sagte er uns.

In der Bohemia werden leichte Liebeshändel wenig geheim gehalten. La Palferine sprach oft mit uns von Claudinen. Niemand von uns sahe sie aber. Claudine war beinahe eine mystische Person. Wir handelten Alle einerlei, indem wir die Forderungen unsres gemeinschaftlichen Lebens mit den Gesetzen des guten Geschmackes vereinbarten. Claudine, Hortense, die Baronin, die Bürgerfrau, die Kaiserin, die Spanierin waren Rubriken für Jeden, seine Freuden, seine Sorgen, seinen Kummer, seine Hoffnungen auszugießen und seine Entdeckungen mitzutheilen. Weiter ging man nicht. War zum Beispiele in der Bohemia eine Person, von der die Rede gewesen, entdeckt, so sprach man nicht mehr von ihr. Dieser Umstand kann zeigen, wie sehr die Jugend den Sinn für echte Delicatesse hat. Welche bewundernswerthe Kenntniß haben die Leute von Geschmack von den Grenzen, wo der Spott aufhören muß! Wir scherzten also oft über Claudinen und den Grafen. Da hieß es denn: „Was machst Du mit Claudinen?“ Und Deine Claudine? Immer Claudine! gesungen nach Rossini's Melodie von: Immer Geßler! 2c.“

„Ich möchte, statt alles Bösen, das ich Euch wünsche, Ihr hättet eine Geliebte wie Claudine,“ sagte Palferine einst zu uns. „Kein Windhund, kein Hühnerhund, kein Pudelhund ist ihr in Hinsicht der Sanftmuth, der Unterwürfigkeit, der unbedingten Zärtlichkeit zu vergleichen. Es giebt Momente, da ich mir Vorwürfe mache, da ich über meine Härte Rechenschaft von mir selbst fordere. Sie gehorcht mit der Sanftmuth einer Heiligen. Sie kommt, ich weise

sie ab, sie gehet weg, sie weint nur im Herzen. Ich will sie eine ganze Woche nicht, ich bestimme ihr für den nächsten Dienstag eine gewisse Stunde, mag es Mitternacht oder sechs Uhr Morgens, zehn Uhr oder fünf Uhr, mögen es die unbequemsten Momente, die des Frühstücks, des Diners, des Aufstehens oder des Schlafenlegens sein — oh, sie kommt genau zu dieser Stunde, schön, geputzt, entzückend! Und sie ist verheirathet! eingewickelt in die Sorgen und Pflichten für ein Haus. Die Ränke, die sie erfinden, die Gründe, welche sie ausgrübeln muß, um sich in meine Launen zu fügen, würden uns in Verlegenheit bringen!"

„Nichts macht sie müde, sie hält Stand! Ich sage es ihr, dies ist nicht Liebe, dies ist Eigensinn. Sie schreibt alle Tage an mich, ich lese ihre Briefe nicht, sie hat's bemerkt, und schreibt doch immer wieder! Hier sind zweihundert Briefe in diesem Koffer. Sie bittet mich, täglich einen dieser Briefe zum Abwischen meiner Barbiermesser zu nehmen, und ich ermangele nicht, dies zu thun! Sie meint mit Recht, daß der Anblick ihrer Handschrift mich an sie denken macht."

La Palferine kleidete sich an, ich nahm den Brief, dessen er sich bedienen wollte, las ihn, und steckte ihn bei, ohne daß er ihn wieder verlangte. Hier ist er.

„Montag, um Mitternacht."

„Nun, mein Freund, sind Sie zufrieden mit mir? Ich habe Sie nicht um diese Hand gebeten, die Sie mir so leicht hätten geben können, und die ich so gern auf mein Herz, auf meine Lippen gedrückt hätte. Nein, ich habe Sie nicht darum gebeten, ich fürchte zu sehr, Ihnen zu mißfallen.

Wissen Sie etwas? Obgleich ich die schreckliche Ueberzeugung habe, daß meine Handlungen Ihnen völlig gleichgültig sind, so nimmt die äußerste Furchtsamkeit in meinem Leben doch deßhalb nicht ab. Die Frau, welche Ihnen angehört, unter welchem Titel und wie heimlich es auch sein mag, muß es vermeiden, sich der Gefahr des geringsten Tadels auszusetzen. Zudem, was von den Engeln des Himmels stammt, für die es kein Geheimniß giebt, ist meine Liebe der reinsten Liebe gleich; aber überall, wo ich mich befinde, bin ich, wie es mir scheint, stets in Ihrer Gegenwart, und ich will Ihnen Ehre machen."

„Alles was Sie mir darüber gesagt haben, wie ich mich tragen soll, hat mich überrascht und mich begreifen lassen, wie sehr die Leute von adeliger Abkunft uns Andern überlegen sind! Es war mir im Schnitte meiner Kleider, in meinem Kopfputze noch etwas vom Opernmädchen übrig geblieben. In einem Momente habe ich die Entfernung erkannt, die mich von dem guten Geschmacke trennte. Das nächste Mal werden Sie eine Herzogin empfangen, Sie werden mich nicht mehr erkennen. O, wie gut bist Du gegen Deine Claudine gewesen! Wie viele Male habe ich Dir gedankt, daß Du mir dies Alles gesagt hast! Welch' ein Interesse in diesen wenigen Worten! Du hast Dich also mit der Dir gehörigen Sache, die sich Claudine nennt, beschäftigt? Nicht dieser Schwachkopf würde mich aufgeklärt haben; er findet Alles gut, was ich thue; er ist übrigens zu prosaisch, um den Sinn für's Schöne zu haben. Der Dienstag bleibt für meine Ungeduld viel zu lange aus! Dienstags mehrere Stunden bei Ihnen! Ach, ich werde mich Dienstags bemühen, zu denken, diese Stunden sind Monate und ich bin im-

mer so! Ich lebe in Hoffnung auf diesen Morgen, wie ich späterhin, wenn er vergangen ist, stets in der Erinnerung leben werde. Welch' schönes Leben im Leben schafft uns so der Gedanke! Ich denke daran, Zärtlichkeiten zu erfinden, die nur mir gehören; deren Geheimniß von keiner Frau errathen wird. Ein kalter Schweiß überläuft mich, daß ein Hinderniß dazwischen kommen möchte. O, ich würde gänzlich mit ihm brechen, wenn es sein müßte! aber von dieser Seite wird das Hinderniß nie kommen, nur von Dir; Du wirst in die Welt gehen können, zu einer andern Frau vielleicht. O, Gnade für diesen Dienstag! Wenn Du mir ihn raubtest! Wenn Du mich nicht wolltest, wenn Du in die Welt gingest, so laß mich doch wenigstens zu Dir kommen, daß ich nur sehe, wenn Du Dich ankleidest; nur Dich zu sehen, mehr verlange ich nicht; laß mich Dir so beweisen, wie rein ich Dich liebe! Seitdem Du mir erlaubt hast, mich zu lieben (denn Du hast es mir erlaubt, weil ich Dir gehöre), seit diesem Tage liebe ich Dich mit der ganzen Macht meiner Seele, und ich werde Dich immer lieben, denn nachdem man Dich geliebt hat, kann, darf man Niemanden mehr lieben. Und siehest Du, wenn Du Dich unter einem Blicke sehen wirst, der nur sehen will, so wirst Du fühlen, daß es an Deiner Claudine etwas Göttliches giebt, das Du aufgeweckt hast. Ach, ich bin gegen Dich nicht coquet, ich bin wie eine Mutter gegen ihr Kind, ich leide Alles von Dir; ich, sonst so gebieterisch, so stolz, ich, die Herzöge, Fürsten, Adjutanten Karls X. in Trab brachte, die mehr galt, als der jetzige ganze Hof, ich behandele Dich wie ein verhätscheltes Kind. Aber wozu sind Coquetterien gut? Es würde Alles vergebliche Mühe sein. Und dennoch würde ich Ihnen,

in Ermangelung der Coquetterien keine Liebe einflößen, mein Herr! ich weiß es, ich fühle es, und ich fahre fort, indem ich die Wirkung einer unwiderstehlichen Gewalt empfinde; aber ich denke, diese gänzliche Hingebung wird mir bei Ihnen das Gefühl erwerben, welches alle Männer für das hegen sollen, was ihr Eigenthum ist."

„Mittwochs."

„O, wie schwarz ist die Trauer eingezogen in mein Herz, als ich erfuhr, daß ich gestern auf das Glück, Dich zu sehen, verzichten mußte! Eine einzige Idee hat mich verhindert, mich dem Tode in die Arme zu werfen! Du wolltest es! Nicht kommen, hieß Deinen Befehl vollziehen, Deinem Gebote gehorchen. Ach, Karl, ich war so niedlich! Du würdest an mir etwas Besseres gehabt haben, als an jener russischen Fürstin, die Du mir zum Muster gegeben hast, und die ich in der Oper studirt hatte. Aber Du würdest mich vielleicht außer meiner Natur gefunden haben. Höre, Du hast mir alles Vertrauen auf mich genommen; vielleicht bin ich wohl häßlich. O, ich schaudere, mir schwindelt, wenn ich an meinen strahlenden Karl Eduard denke! Ich werde närrisch werden; es ist gewiß. Lache nicht, sage mir nichts von der Wandelbarkeit der Frauen. Sind wir beweglich, so seid Ihr sehr bizarr! Einer armen Creatur die Stunden der Liebe zu nehmen, die sie seit zehn Tagen glücklich, die sie gut und reizend für Alle machten, die sie besuchten! Du warst die Ursache meiner Sanftmuth gegen ihn, Du weißt nicht, wie wehe Du ihm thust. Ich habe mich gefragt, was ich erfinden muß, um Dich festzuhalten, oder nur, um das Recht zu haben, bisweilen Dir zu gehören...

Wenn ich bedenke, daß Du nie hier hast herkommen wollen! Mit welcher wonnigen Rührung würde ich Dich bedienen! Es giebt Begünstigtere, wie ich. Es giebt Frauen, zu denen Du sagst: Ich liebe Dich! Zu mir hast Du nie mehr gesagt, als: Du bist ein gutes Mädchen. Ohne daß Du es weißt, giebt's gewisse Worte von Dir, die mir das Herz zernagen. Es giebt Leute von Geist, die mich manchmal fragen, woran ich denke, ich denke an meine Verworfenheit, die größer ist, als die der ärmsten Sünderin in Gegenwart des Heilandes."

Der Brief war noch drei Seiten lang. Er ließ mir ihn, Madame, und es waren Spuren von Thränen darauf, die mir noch warm zu sein schienen. Dieser Brief bewies mir, daß la Palferine uns die Wahrheit sagte. Edmund, der ziemlich furchtsam im Umgange mit den Frauen ist, gerieth in Ekstase über einen ähnlichen Brief, den er, ehe er seine Cigarre anzündete, in einem Winkel gelesen hatte.

„Ei, alle Frauen, welche lieben, schreiben dergleichen Dinge!" rief la Palferine; „die Liebe giebt ihnen Allen den Geist des Styles, was beweiset, daß in Frankreich der Styl von den Ideen und nicht von den Worten kommt. Sehen Sie, das ist hübsch gedacht, wie ein logisches Gefühl."

Und er las nun einen andern Brief vor, welcher den erdichteten, so studirten Briefen, welche uns die Romanschreiber auftischen, weit überlegen war.

Als Claudine einst gehört hatte, daß sich la Palferine wegen eines Wechsels in großer Gefahr befinde, so hatte sie die fatale Idee, ihm in einer prächtig gestickten Börse eine ansehnliche Summe in Golde zu bringen.

„Wer hat Dich so kühn gemacht, Dich in meine Haus-

angelegenheiten zu mischen?“ rief ihr la Palferine zornig zu. „Bessere meine Strümpfe aus und sticke mir Pantoffeln, wenn Dir das Spaß macht!...“

„Aber ... Aha, Du willst die Herzogin spielen, und kehrst die Fabel von den Daniden gegen die Aristokratie um!“

Bei diesen Worten schüttete er das Geld in seine Hand und that, als wolle er es Claudinen in's Gesicht werfen.

Claudine, welche erschrak und den Scherz nicht ahnete, trat zurück, stieß gegen einen Stuhl, und fiel auf die spitze Ecke des Kamins. Sie glaubte, sie müsse sterben. Die arme Frau sprach nur ein Wort, als sie, auf einem Bette liegend, wieder reden konnte: „Ich habe es verdient, Karl!“

La Palferine war einen Augenblick in Verzweiflung. Diese Verzweiflung gab Claudinen das Leben wieder; sie war glücklich über dieses Unglück, uud benutzte es, um la Palferine zur Annahme des Geldes zu bewegen und ihn aus der Verlegenheit zu reißen. Dies war das Gegenstück zu der Fabel Lafontaine's, in welcher ein Ehemann den Dieben dafür dankt, daß sie ihm Gelegenheit gegeben, an seiner Frau eine Regung der Zärtlichkeit zu erkennen.

Aus folgendem Zuge wird man la Palferine völlig kennen lernen. Claudine kam nach Hause zurück; sie machte, so gut sie konnte, einen Roman, um ihre Wunden zu rechtfertigen, und ward gefährlich krank. Es erschien ein Abscesß am Kopfe. Der Arzt, Bianchon, glaube ich, wollte eines Tages Claudinens Haare abschneiden, welche schön waren, wie die der Herzogin von Bercy; aber sie wollte es nicht haben und sagte dem Arzte im Vertrauen, daß sie

dasselbe ohne Erlaubniß des Grafen la Palferine nicht abschneiden lassen könne. Bianchon kam zu Karl Eduard. Dieser hörte Jenen ernst an, und als ihm Bianchon den Fall weitläufig auseinandergesetzt und erwiesen hatte, daß das Haar durchaus abgeschnitten werden müßte, wenn die Operation glücklich von statten gehen sollte," rief er mit peremtorischer Stimme: „Claudinens Haar abschneiden! nein! lieber will ich sie verlieren!"

Nach vier Jahren noch spricht Bianchon von Palferine's Worten, worüber wir eine halbe Stunde gelacht haben. Claudine, von dieser Entscheidung benachrichtigt, sahe darin einen Beweis der Zuneigung und glaubte sich geliebt. Im Angesicht ihrer weinenden Familie, ihres vor ihr knieenden Gatten blieb sie unerschütterlich, und behielt ihre Haare. Die Operation, durch jene innere Kraft unterstützt, welche ihr der Glaube, geliebt zu werden, gab, gelang vollkommen. Es giebt Gemüthsbewegungen, welche alle Künste der Chirurgie und die Gesetze der medicinischen Wissenschaft in Unordnung bringen. Claudine schrieb, ohne Orthographie, ohne Interpunction einen köstlichen Brief an la Palferine, um ihn von dem glücklichen Resultate der Operation zu benachrichtigen, indem sie ihm sagte, die Liebe verstände mehr, wie alle Wissenschaften.

„Wie soll ich's nun anfangen, um mich von Claudinen loszumachen?" sagte la Palferine eines Tags zu uns.

„Sie genirt Dich ja nicht, sie läßt Dich ja machen, was Du willst."

„Das ist wohl wahr," entgegnete er, „aber ich will nicht, daß es in meinem Leben etwas giebt, das sich ohne meine Bewilligung hineinschleicht."

Von diesem Tage an begann er, Claudinen zu quälen. Er hatte den größten Abscheu vor einer Bürgerin, einer Frau ohne Namen. Er mußte durchaus eine betitelte Frau haben. Sie hatte zwar Fortschritte gemacht; Claudine trug sich wie die elegantesten Frauen der Vorstadt Saint-Germain; sie hatte ihrem Gange die Weihe zu geben gewußt; sie ging mit keuscher, unnachahmlicher Grazie einher; aber das war nicht genug. Diese Lobeserhebungen machten, daß Claudine Alles verschluckte.

„Nun," sprach la Palferine eines Tages zu ihr, „wenn Du die Geliebte eines armen la Palferine bleiben willst, der keinen Heller, keine Aussichten hat, so mußt Du ihn wenigstens würdig repräsentiren. Du mußt eine Equipage, Lakai's, eine Livree, einen Titel haben. Verschaffe mir alle Genüsse der Eitelkeit, die ich mir nicht selbst verschaffen kann. Die Frau, welche ich mit meiner Güte beehre, darf nie zu Fuße gehen. Ist sie bespritzt, so leide ich dadurch! Ich bin nun einmal so! Meine Frau muß von ganz Paris bewundert werden. Ich will, daß mich ganz Paris um mein Glück beneidet! Daß ein junger Mann, wenn er in einer brillanten Equipage eine brillante Gräfin vorüberfahren siehet, sage: Wem gehören solche Gottheiten? und nachdenkend stehen bleibe. Das wird mein Vergnügen verdoppeln."

La Palferine gestand uns, daß er zum ersten und vielleicht das einzige Mal in seinem Leben bestürzt gewesen, als er Claudinen, um sich ihrer zu entledigen, dieses Programm an den Kopf geworfen.

„Lieber Freund," sprach sie mit einer Stimme, welche inneres, allgemeines Leben verrieth, „es ist gut! Dies Alles

soll geschehen, oder ich werde sterben.“ Sie küßte ihm die Hand und ließ einige Thränen des Glückes darauf fallen. „Ich bin glücklich,“ fügte sie hinzu, „daß Du mir gesagt hast, was ich sein muß, um Deine Geliebte zu bleiben.“

„Und,“ sagte la Palferine zu uns, „sie ist weggegangen und hat eine coquette Geberde wie eine zufriedene Frau gemacht. Sie war auf der Schwelle meiner Mansarde, groß, stolz, hoch, wie eine antike Sybille. Dies Alles muß Ihnen die Sitten der Bohemia, zu deren brillantesten Figuren dieser junge Condottiere gehört, hinlänglich erklären. Jetzt sollen Sie erfahren, wie ich entdeckte, wer Claudine war und wie ich alles schrecklich Wahre, das in einem Worte des Briefes Claudinens, worauf Sie vielleicht nicht geachtet hatte, lag, begreifen konnte.

Dies ist, um einen von Victor Hugo erfundenen Titel zu gebrauchen, eine andere Guitarre!

Die Baronin war zu nachdenkend, um zu lachen.

---

§. 2.

Claudinens Hauswesen.

Unter den dramatischen Schriftstellern in Paris war im Jahre ~~1728~~ du Bruel, dessen Name dem Publicum auf den Anschlagezetteln unbekannt geblieben ist, einer der vorzüglichsten und am besten verstandenen. Er nennt sich de Cursy. Unter der Restauration hatte er eine Stelle als Bureauchef in einem Ministerium. Der ältern Linie der Bourbons von Herzen ergeben, nahm der wackere Mann seinen Abschied, und machte seitdem zwei Male mehr Theaterstücke, um das Deficit, welches sein schönes Benehmen im Budget seiner Einnahme machte, auszugleichen. Du Bruel war damals vierzig Jahre alt, und sein Leben war bekannt. Nach dem Beispiele einiger Schriftsteller hegte er für eine Theaterfrau eine jener Neigungen, die man nicht erklären kann, die in der literarischen Welt aber allgemein bekannt sind.

Diese Frau, Sie wissen es, ist Tullia, eins der ehemaligen ersten Subjecte der königlichen Akademie der Musik. Tullia ist für sie nur ein Beiname, wie de Cursy für du Bruel. Zwölf Jahre hindurch, von 1817 bis 1829 glänzte Tullia auf den berühmten Brettern der Oper. Dieses Mädchen, viel schöner, als gebildet, ein mittelmäßiges Subject, aber ein wenig geistreicher, als es die Tänzerinnen zu sein pflegen, kehrte sich nicht an die tugendhafte Reform,

welche das Corps der Ballettänzer zu Grunde richtete, und setzte die Dynastie der Guimards fort. Deßhalb verdankte sie auch ihren Einfluß mehreren bekannten Beschützern und Gönnern, dem Herzoge von Réthoré, Sohns des Herzogs von Chaulieu, dem Einflusse eines berühmten Directors der schönen Künste — Diplomaten, reichen Fremden. Während ihrer Glanzzeit hatte sie ein kleines Hôtel in der Straße Saint-George, und lebte, wie die ehemaligen Nymphen der Oper. Bei Abnahme der Liebe des Herzogs vor Réthoré, verliebte sich ums Jahr 1824 du Bruel in sie. Bloßer Unterchef, duldete du Bruel den Dieector der schönen Künste, er glaubte sich vorgezogen! Diese Bekanntschaft ward nach Verlauf von sechs Jahren eine Quasiheirath. Tullia verbirgt sorgfältig ihre Familie, man weiß nur oberflächlich, daß sie aus Nanterre gebürtig ist. Einer ihrer Oheime, ehemals ein bloßer Zimmermann oder Maurer, ist durch diese Empfehlung und edle Unterstützung, wie man sagt, ein reicher Gebäudeunternehmer geworden. Diese Indiscretion ist von du Bruel begangen worden. Er sagte eines Tags, Tullia werde früher oder späterhin gute Erbschaft von ihm bekommen. Der Entrepreneur, der nicht verheirathet ist, fühlt eine große Zuneigung zu seiner Nichte, der er Verpflichtungen schuldig ist.

„Es ist ein Mann, der nicht Geist genug hat, um undankbar zu sein,“ sagte er.

Im Jahre 1830 nahm sie den Abschied und erhielt eine Pension. Im dreißigsten Jahre war sie ein wenig fett; sie hatte vergeblich die Pantomime versucht; sie verstand nichts weiter, als sich Ballon genug zu geben, um beim Pirouettiren nach Art Noblets ihren Rock gut aufzuheben, und sich

dem Paterre gewissermaßen nackt zu zeigen. Der alte Vestris sagte ihr vom Anfange an, daß, wenn eine Tänzerin von schöner Nacktheit wäre, dieses Tempo, wenn es gut ausgeführt würde, alle erdenklichen Talente aufwäge. Es ist das C der Brust des Tanzes. „Deßhalb,“ sagte er, „können sich die braunen, magern Tänzerinnen Camargo, Guimard, Taglioni nur durch Genie helfen. Vor jüngern, geschicktern Talenten wie sie, zog sich Tullia in ihrem ganzen Ruhme zurück, und that wohl daran. Da ihren Verbindungen wenig Eintrag geschehen war, so wollte sie als aristokratische Tänzerin ihre Knöchel nicht in den Koth der Julirevolution tauchen. Unverschämt und schön, hatte Claudine schöne Erinnerungen und wenig Geld, aber die prächtigsten Kleinodien und eines der schönsten Mobiliare in Paris. Als das berühmte, jetzt vergessene Mädchen die Oper verließ, hatte es nur eine Idee, es wollte du Bruel zu einer Heirath bewegen: sie ist jetzt Madame du Bruel. Wie machen es Frauen dieser Art, daß man sie nach sieben oder acht Jahren vertrauten Umgangs heirathet? Welche Federn lassen sie dabei springen? Welche Maschinen setzen sie dazu in Bewegung? So komisch dieses innere Drama sein möchte, so ist dies doch nicht unsere Aufgabe. Du Bruel ist verheirathet, die Sache ist abgemacht.

Vor seiner Verheirathung galt de Cursy für einen lustigen Gesellschafter; er kehrte nicht immer nach Hause zurück, sein Leben war ein wenig wie das der Bohemia, er war gern bei einer Lustpartie; bei einem Souper, er ging aus, um sich zu einer Probe der Oper zu begeben, und befand sich, ohne zu wissen, wie, zu Dieppe, zu Baden, zu Saint-Germain; er gab Diners; er führte das mächtige, kostspielige

Leben der Schriftsteller, der Journalisten und Künstler; er erhob seine Autorgebühren sehr gut in allen Coulissen zu Paris und war Mitglied unsrer Gesellschaft. Finot, Lousteau, du Tillet, Desroches, Bixiou, Blondet, Couture, des Lupeaulx litten ihn, trotz seiner pedantischen Miene und seiner plumpen Bureaukratenattitude.

Sobald er aber verheirathet war, machte ihn Tullia zum Sclaven. Er liebte Tullia. Tullia hatte, wie sie sagte, das Theater verlassen, um ihn zu heirathen, um eine gute und reizende Frau zu werden. Tullia bewirkte, daß sie von den jansenistischen Frauen der Familie du Bruel aufgenommen wurde. Ohne daß man je ihre erste Absicht begriffen hätte, ging sie zur Frau von Bonfalot, um sich zu langweilen, und machte der alten und geizigen Madame von Chissé, reiche Geschenke; sie brachte einen Sommer bei dieser Dame zu und versäumte keine einzige Messe. Sie beichtete, bekam die Absolution, communicirte, aber auf dem Lande, unter den Augen der Tante. Sie sagte zu uns den folgenden Winter: „Verstehen Sie? ich habe echte Tanten,“

Sie war so glücklich darüber, eine Bürgerin zu werden, so glücklich, ihrer Unabhängigkeit Lebewohl zu sagen, daß sie die Mittel fand, die sie zum Ziele führten. Sie schmeichelte diesen alten Leuten. Sie ist alle Tage zu du Bruels Mutter gegangen, um ihr während ihrer Krankheit zwei Stunden Gesellschaft zu leisten. Du Bruel war erstaunt über die Entfaltung dieser List bei der Maintenon und er bewunderte seine Frau, ohne in sich zu kehren; er war schon geschnürt.

Sie machte du Bruel begreiflich, daß das elastische System der bürgerlichen Regierung, des bürgerlichen König=

thums, des bürgerlichen Hofes das einzige wäre, welches einer Tullia, die Madame du Bruel geworden, gestatten könnte, einen Theil der Welt auszumachen, in die sie, nach ihrem richtigen Verstande nicht eindringen wollte. Sie begnügte sich damit, bei den Damen von Bonfalot und von Chissé Aufnahme zu finden, und sie führte sich bei ihnen, ohne sich je eine Blöße zu geben, stets als kluge, einfache, tugendhafte Frau auf. Drei Jahre später ward sie zu ihren Freundinnen gebeten.

„Ich kann es aber doch nicht glauben, daß Madame du Bruel, die jüngere, bei dem Scheine von hundert Lichtern ihre Schenkel und das Uebrige ganz Paris gezeigt hat,“ sagte Madame Anselme Popinot ganz naiv.

Der Julius von 1830 gleicht in dieser Hinsicht der Regierung Napoleons, der an seinem Hofe eine ehemalige Kammerzofe in der Person der Madame Garat, Gemahlin seines Justizministers, aufnahm. Die ehemalige Tänzerin hatte, wie Sie leicht denken können, mit allen ihren Cameradinnen den Umgang abgebrochen; sie erkannte von ihren ehemaligen Bekannten keine an, die sie hätte compromittiren können. Als sie heirathete, hatte sie in der Straße de la Victoire ein ganz kleines, reizendes Hôtel zwischen Hof und Garten bezogen, wo sie ungeheure Ausgaben machte. und wohinein die schönsten Sachen von ihrem und du Bruels Mobiliare gesteckt wurden. Alles, was allgemein oder gewöhnlich schien, wurde verkauft. Um Analogien mit dem Luxus zu finden, der bei ihr strahlte, muß man zu den schönen Tagen der Guimard, Sophie Arnoult, der Duthé's zurückgehen, welche ein fürstliches Vermögen verschwendeten. Bis auf welchen Punkt wirkte diese reiche häusliche Existenz

auf du Bruel? Diese Frage ist kitzlich zu stellen und ihre Auflösung ist noch kitzlicher. Um eine Idee von Tullia's Launen zu geben, wird ein Zug genügen. Die Fußdecke ihres Bettes ist von englischen Spitzen und kostet zehntausend Franks. Eine berühmte Schauspielerin hatte eine gleiche, sie erfuhr es; von nun an ließ sie einen prächtigen Angora über ihr Bett legen. Diese Anekdote schildert die Frau. Du Bruel wagte kein Wort zu sagen; er bekam Befehl, diese an die Andere gerichtete Herausforderung des Luxus bekannt zu machen.

Tullia hielt viel auf dieses Geschenk des Herzogs von Réthoré; eines Tags aber, fünf Jahre nach ihrer Verheirathung spielte sie so hübsch mit ihrer Katze, daß diese die Decke völlig zerriß. Sie ersetzte dieselbe durch eine Decke, die von richtigem Verstande zeigte, durch eine Decke, die wirklich eine Decke und nicht ein Beweis des Wahnsinns war, welcher den Frauen eigen ist, die sich wie Theophil Gautier sagt, dafür rächen, daß sie in der Jugend rohe Kartoffeln haben essen müssen. Der Tag, an welchem die Decke in Fetzen zerrissen wurde, bezeichnete in dem Hauswesen eine neue Aera.

Cursy zeichnete sich durch eine wilde Thätigkeit aus. Der Verfasser jener tausend und ein Vaudevilles, über welche sich die Feuilletonisten so sehr beklagt haben, ist ein förmlicher Wille der Madame du Bruel; sie verlangte von ihrem Manne den Ankauf des Hôtels, wo sie so viel Ausgaben gemacht und wohinein sie ein Mobiliar von fünfmalhunderttausend Franks gebracht hatte. Warum? Niemals giebt Tullia eine Erklärung; sie verstehet auf eine bewunderswürdige Weise das souveraine Weil der Frauen.

„Man hat sich genug über du Bruel aufgehalten,“ sagte sie, „aber er hat ja doch eigentlich dieses Haus in der Schminkbüchse, in dem Puderquaste und dem Flitterstaate des achtzehnten Jahrhunderts gefunden. Ohne mich würde er nie an einen eigenen Heerd gedacht haben,“ fügte sie, sich in ihre Kissen am Kamine versenkend, hinzu.

Sie sagte uns dies bei der Rückkehr aus der ersten Vorstellung eines Stückes von du Bruel, das Glück gemacht hatte, und gegen das sie eine Lavine von Fouilletons vorhersahe.

Tullia hielt Gesellschaften. Alle Montage gab sie einen Thee; ihre Gesellschaft war wohlgewählt; sie versäumte nichts, um ihr Haus angenehm zu machen. In einem Salon spielte man, im andern unterhielt man sich; bisweilen gab sie in einem dritten größern Salon Concerte, stets kurze, zu denen sie nur den ausgezeichnetsten Künstlern den Zutritt gestattete. Sie hatte so viel gesunden Verstand, daß sie den feinsten Tact erlangte, eine Eigenschaft, die ihr ohne Zweifel einen großen Einfluß auf du Bruel verschaffte.

Der Vaudevillist liebte übrigens mit jener Liebe, welche die Gewohnheit zuletzt unerläßlich für die Existenz macht. An jedem Tage kommt ein Faden mehr zu diesem starken, unwiderstehlichen, feinen Eintrage, dessen Netz den delicatesten Halbwillen hält, die flüchtigsten Leidenschaften einschließt, sie vereinigt und einem Mann Kopf und Herz, Füße und Hände gebunden hält. Tullia kannte Cursy recht gut; sie wußte, wo sie ihn verwunden, und wie sie ihn heilen konnte. Für jeden Beobachter, selbst für einen Mann, der, so wie ich, eine gewisse Uebung zu haben glaubt, ist in dieser Art von Leidenschaften Alles Abgrund; die Tiefen sind darin

finsterer als anderwärts allenthalben, und die hellsten Stellen haben doch verworrene Tinten.

Cursy, ein alter Schriftsteller, abgenutzt durch das Coulissenleben, liebte seine Bequemlichkeit, das üppige, reiche, leichte Leben; er war glücklich, zu Hause König zu sein, einen Theil der literarischen Männer in seinem Hôtel zu empfangen, wo ein königlicher Luxus herrschte, wo ausgewählte Kunstwerke glänzten. Tullia ließ ihn thronen unter diesem Volke, unter dem sich Journalisten befanden, die leicht zu fangen und zu überlisten waren. Durch seine Abendgesellschaften und seine gut angebrachten Darlehen brachte es Cursy dahin, daß er nicht zu sehr angegriffen wurde und seine Stücke Glück machten. Deßhalb hätte er sich denn auch nicht für ein Kaiserthum von Tullia getrennt. Er hätte eine Untreue vielleicht dazu benutzen können, sich eine Unverletzlichkeit seiner gewohnten Genüsse zu erzwingen. Aber Tullia machte ihm sonderbarer Weise in dieser Hinsicht gar keine Besorgniß. Man wußte von keiner Liebschaft der ehemaligen ersten Operntänzerin, und sollte sie auch dergleichen gehabt haben, so hätte sie doch gewiß den ganzen äußern Schein bewahrt.

„Mein Lieber,“ sprach du Bruel doctormäßig zu uns auf dem Boulevard, „es ist nichts besser, als eine von den Frauen zu heirathen, die durch den Mißbrauch von den Leidenschaften zurückgekommen sind. Die Frauen wie die meinige, haben ihr Junggesellenleben gehabt, und werden die liebenswürdigsten Frauen, die man nur wünschen kann, die Alles wissen, gebildet, nicht geziert, zu Allem geschickt, nachsichtig sind. Deswegen rathe ich Jedermann, den Rest

eines englischen Pferdes zu heirathen. Ich bin der glücklichste Mensch auf Erden."

Dies sagte mir du Bruel in Bixious Gegenwart.

Der Maler aber sprach: „Er hat vielleicht Recht."

Acht Tage nachher, an einem Dienstage, hatte uns du Bruel zu einem Diner bei sich eingeladen. Am Morgen dieses Tages ging ich wegen einer Theaterangelegenheit zu ihm, wegen einer Entscheidung, die uns von der Commission der dramatischen Schriftsteller anvertraut worden war; wir waren gezwungen, auszugehen; vorher aber begab er sich in das Zimmer seiner Frau, in das er nie eintrat, ohne angeklopft zu haben, und bat um Erlaubniß.

„Wir leben wie große Herren," sprach er lächelnd, „wir sind frei. Ein Jeder bei uns."

Wir wurden vorgelassen. Du Bruel sagte zu seiner Frau: „Ich habe auf heute einige Personen eingeladen."

„Da sehe Einer! Sie laden Leute ein, ohne mich zu fragen; ich gelte also hier nichts!"

„Hören Sie," sprach sie, mich durch einen Blick zum Richter nehmend, zu mir, „ich frage es von Ihnen selbst, wenn man die Thorheit begangen hat, eine Frau von meiner Art zu nehmen, denn ich war Operntänzerin, so... Ja, damit man es vergesse, darf ich's selbst nie vergessen. Nun, ein Mann von Geist würde sich, um seine Frau in der öffentlichen Meinung zu erheben, bemühen, ihr eine Ueberlegenheit zu verschaffen, seinen Entschluß durch die Anerkennung der hervorstechenden Eigenschaften dieser Frau zu rechtfertigen! Das beste Mittel, ihr bei Andern Achtung zu verschaffen, ist, sie zu Hause zu achten, sie daselbst unumschränkte Gebieterin sein zu lassen! Ach, gut! es würde mich eigen=

liebig machen, wenn ich sähe, wie sehr er sich fürchtet, auszusehen, als hörte er auf mich. Ich muß zehn Male Recht haben, ehe er mir ein Zugeständniß macht."

Bei jeder Phrase machte du Bruel verneinende Geberden.

„O, nein, nein!" rief sie lebhaft, als sie ihres Mannes Geberden sahe, „du Bruel, mein Lieber, ich, die mein ganzes Leben lang, ehe ich Sie heirathete, bei mir die Rolle der Königin gespielt habe, ich verstehe mich darauf! Meine Wünsche wurden ausgespähet, befriedigt, gekrönt ... Uebrigens bin ich dreiunddreißig Jahre alt, und die Frauen von dreiunddreißig Jahren können nicht geliebt sein! O, wenn ich sechzehn Jahre alt wäre und das hätte, was man bei der Oper so theuer verkauft, so würden Sie die größte Aufmerksamkeit für mich haben, Herr du Bruel! Ich verachte die Männer im höchsten Grade, die sich rühmen, eine Frau zu lieben, und die nicht immer um sie herum sind. Sehen Sie, Herr du Bruel, Sie sind kleinmüthig und mutzig; Sie quälen gern eine Frau, Sie haben weiter Niemanden, als sie, um Ihre Kraft zu zeigen. Ein Napoleon unterwirft sich seiner Geliebten, er verliert dabei nichts, aber Sie Andern, Sie halten sich dann für nichts mehr, Sie wollen nicht beherrscht sein! Dreiunddreißig Jahre, mein Lieber," sagte sie zu mir, „darin liegt das Räthsel. Sehen Sie, er sagt wieder nein! Sie wissen wohl, daß ich fünfunddreißig Jahre alt bin. Ich bin sehr ärgerlich, aber sagen Sie zu allen Ihren Freunden, daß sie dieselben zum Rocher de Cancale führen. Ich konnte Ihnen ein Diner geben, ich will nicht, sie sollen nicht kommen! Mein armer kleiner Monolog soll Ihnen die heilsame Lehre, daß ein Jeder ist Herr

bei sich, in's Gedächtniß prägen," fügte sie lachend zu der närrischen, launenhaften Natur des Opernmädchens zurückkommend, hinzu.

„Nun ja, mein kleines, liebes Miezchen, darüber sollen Sie sich nicht ärgern, wir wissen zu leben."

Er küßte ihr die Hände, und ging mit mir weg, aber wüthend. Von der Straße de la Victoire an, bis zum Boulevard sagte er mir Folgendes, wenn sonst die Phrasen, welche die Typographie gestattet, die heftigen Beleidigungen, die fürchterlichen Worte, die giftigen Gedanken wiedergeben können, die, gleich einer an der Seite eines großen Flusses hervorsprudelnden Cascade, seinem Munde entströmten.

„Mein Lieber, ich werde diese infame, nichtswürdige Tänzerin, diese alte Allermannshure, die sich unter der Geißel aller Opernarien herumgeschwenkt hat, diese Schlampe, diese Savoyardenvettel verlassen! O, möchte Dir, der Du Dich auch an eine Schauspielerin gehängt hast, nie der Gedanke einkommen, Deine Geliebte zu heirathen! Siehest Du, es ist eine Qual, die Dante in seiner Hölle vergessen hat! Höre, jetzt könnte ich sie prügeln, durchgerben, es ihr anstreichen! Gift meines Lebens, sie schickt mich fort wie einen gemeinen Knecht!" Er war auf dem Boulevard und in einem solchen Zustande der Wuth, daß die Worte nicht aus seiner Kehle hervorgingen.

„Ich will meine Füße in ihrem Bauche umwenden!"

„Warum denn?" fragte ich.

„Mein Lieber, Du wirst nie die tausend Myriaden Launen dieses Unflathes kennen lernen! Will ich zu Hause bleiben, so will sie ausgehen; will ich ausgehen, so will sie

daß ich zu Hause bleibe. Sie bringt Gründe, Beschuldigungen, Syllogismen, Worte zum Rasendwerden vor! Das Gute ist ihre Laune; das Böse ist die unsrige! Schmettern sie dieselbe mit einem Worte nieder, das ihre Gründe abschneidet; so schweigt sie und betrachtet mich wie einen todten Hund. Mein Glück? Es erklärt sich durch eine unbedingte Servilität, durch die Dienstbarkeit eines Hofhundes. Sie verkauft mir das Wenige, was sie mir giebt, zu theuer. Zum Henker! Ich lasse ihr Alles und fliehe in eine Mansarde! O, die Mansarde und die Freiheit! Es sind nun fünf Jahre, daß ich nicht wage, meinen Willen zu thun!“

Anstatt seine Freunde zu benachrichtigen, blieb Cursy auf dem Boulevard und maß das Asphalt aus, von der Straße Richelieu an, bis zur Straße Mont-Blanc, indem er sich den wüthendsten Verwünschungen und den komischsten Uebertreibungen überließ. Er war auf der Straße von einem Paroxismus des Zornes ergriffen, der mit seiner Ruhe im Hause sonderbar contrastirte. Der Spaziergang diente zur Beschwichtigung des Zitterns seiner Nerven und des Sturmes in seinem Gemüthe. Um zwei Uhr rief er in einer jener unordentlichen Bewegungen: „Diese verdammten Weibchen wissen nicht, was sie wollen! Ich wette meinen Kopf, daß ihr, wenn ich nach Hause komme, und ihr sage, daß ich meine Freunde zum Diner in den Rocher de Cancale eingeladen, diese Anordnung wieder nicht ansteht. Aber, sie wird sich aus dem Staube gemacht haben; denn vielleicht steckt darunter eine Zusammenkunft mit irgend einem Bocksbarte! Nein, sie liebt mich doch!“

Nur die Frauen und die Propheten verstehen Gebrauch

vom Glauben zu machen. Du Bruel führte mich nach seinem Hause zurück, wir gingen langsam. Es war drei Uhr. Ehe wir hinaufgehen, siehet er Bewegung in der Küche, er gehet hinein, siehet Anstalten gemacht und betrachtet mich, während er die Köchin befragt.

„Madame hat ein Diner bestellt,“ sagt sie; „Madame ist angekleidet, sie hatte einen Wagen kommen lassen, dann hat sie ihren Entschluß geändert, hat den Wagen zurückgeschickt und ihn zur Stunde des Schauspiels wieder bestellt.“

„Nun,“ sprach du Bruel, „was sagte ich Dir?“

Wir gingen leise in das Zimmer. Niemand da. Von Salon zu Salon kamen wir zu einem Boudoir, wo wir Tullia weinend antrafen. Sie trocknete ihre Thränen ohne Affectation und sprach zu du Bruel: „Schicke in den Rocher de Cancale und laß Deinen Freunden sagen, daß das Diner hier stattfindet.“

Sie hatte eine von den Toilettes gemacht, welche die Theaterfrauen nicht zu machen wissen: elegant, harmoniös von Ton und Formen, einfacher Schnitt, Stoffe von gutem Geschmack, weder zu theuer, noch zu gemein, nichts Hervorstechendes, nichts Uebertriebenes — kurz, sie war wie sie sein mußte. In ihrem fünfunddreißigsten Jahre befindet sich Tullia in der schönsten Phrase der Schönheit bei den Franzosen. Das berühmte Oval ihres Gesichts war in diesem Momente von einer göttlichen Blässe; sie hatte ihren Hut abgenommen, ich sahe den leichten Flaum, die Fruchtblüthe die weichen Contours ihrer schon zu feinen Wange mildern. Ihr Gesicht von zwei Trauben schwarzer Haare bekleidet, hatte eine traurige Anmuth. Ihre funkelnden grauen Augen waren im Thränendufte gebadet. Ihre dünne, dem schönsten

römischen Camee würdige Nase, deren Flügel ihren kleinen, noch kindlichen Mund schlugen, ihr langer Königinhals, mit etwas angeschwollenen Venen, ihr für ein Moment von einer geheimen Verzweiflung geröthetes Kinn, ihre rothgerandeten Augen, ihre unter den Handschuhen zitternden Hände — Alles verrieth eine heftige Aufregung. Ihre von fieberhaften Bewegungen zuckenden Brauen zeugten von einem Schmerze. Sie war sublim. Ihre Rede zermalmte du Bruel. Sie warf uns jenen durchdringenden und undurchdringlichen Katzenblick zu, der nur den Frauen der großen Welt und des Theaters angehört; dann reichte sie du Bruel die Hand.

„Mein armer Freund, so wie Du fort warst, habe ich mir tausend Vorwürfe gemacht. Ich habe mich einer furchtbaren Undankbarkeit angeklagt, und habe mir gesagt, daß ich schlecht gewesen bin!“

„Bin ich denn recht schlecht gewesen?“ fragte sie mich. „Warum solltest Du Deine Freunde nicht zu Dir nöthigen, bist Du nicht zu Hause? Willst Du den Grund von dem Allen wissen? Nun, ich fürchte, daß ich nicht geliebt werde. Endlich war ich zwischen der Reue und der Scham umzukehren; als ich die Journale las, sahe ich die erste Vorstellung in den Variétés, und dachte, Du wolltest vielleicht einen Mitarbeiter tractiren: als ich allein war, bin ich schwach gewesen, ich habe mich angekleidet, um Dir nachzueilen ... armer Junge!“

Du Bruel sahe mich mit siegender Miene an, er erinnerte sich nicht mehr an die geringste seiner Reden gegen Tullia.

„Nun, lieber Engel, ich bin bei Niemanden gewesen!“

„Wie gut wir uns doch einander verstehen!“ rief sie.

In dem Momente, da sie dieses entzückende Wort sagte, sahe ich in ihrem Gürtel ein Billet stecken; aber ich bedurfte dieses Zeichens nicht, um zu errathen, daß Tullia's Launen von geheimen Ursachen herrührten. Die Frau ist, meiner Meinung nach, nächst dem Kinde das logischste Wesen. Beide zeigen die erhabene Erscheinung des beständigen Triumphes des einzigen Gedankens. Bei dem Kinde wechselt der Gedanke in jedem Augenblicke; aber es bewegt sich nur für diesen Gedanken, und mit solchem Eifer, daß ein Jeder ihm nachgiebt, bezaubert durch die Treuherzigkeit, durch die Beharrlichkeit des Wunsches. Die Frau wechselt weniger oft; sie aber launenhaft zu nennen, ist eine Beleidigung des Unwissenden. Indem sie handelt, stehet sie immer unter der Herrschaft einer Leidenschaft, und es ist wunderbar anzusehen, wie sie aus dieser Leidenschaft den Mittelpunkt der Natur und der Societät gemacht. Tullia war listig und schmeichelnd, sie umwickelte du Bruel. Der Tag wurde wieder hell und der Abend war prächtig. Der geistreiche Vaudevillist bemerkte den im Herzen vergrabenen Schmerz seiner Frau nicht.

„Mein Lieber,“ sprach er zu mir; „so ist das Leben, Oppositionen und Contraste!“

„Besonders, wenn dies nicht erkünstelt ist!“ entgegnete ich.

„Ich verstehe es so recht gut,“ versetzte er; „aber ohne diese heftigen Anstrengungen würde man vor Langeweile sterben! Ah, diese Frau hat die Gabe, mich zu rühren!“

Nach dem Diner gingen wir ins Theater des Variété's; ehe wir uns aber entfernten, schlüpfte ich in das Zimmer du

Bruels und fand dort unter alten Papieren die gesetzlich erforderliche Bekanntmachung des Contractes über das von ihm erkaufte Hôtel.

Als ich folgende Worte las, die mir wie ein Blitz in die Augen fuhren: Auf Ansuchen des Johann Franz du Bruel und seiner Ehefrau, Claudine, geborenen Chaffaroux rc. ward mir Alles klar. Ich nahm Claudinens Arm und ließ Alle vor uns hinuntergehen. Als wir allein waren, sagte ich zu ihr: „Wenn ich la Palferine wäre, so würde ich ein Rendez-vous nie verfehlen!"

Sie legte sich ernsthaft einen Finger auf den Mund, ging an meinem Arme hinunter und betrachtete mich mit einer Art von Vergnügen, als sie daran dachte, daß ich la Palferine kannte. Wissen Sie, was ihre erste Idee war? Sie wollte aus mir einen Kundschafter machen; aber sie stieß auf die Schäkerei der Bohemia.

Einen Monat nachher regnete es, als wir aus der ersten Vorstellung eines Stückes von du Bruel nach Hause gehen wollten. Ich ging weg, um einen Fiacre zu holen, denn wir waren einige Augenblicke auf dem Theater geblieben und vor der Thür war kein Wagen mehr. Claudine schalt heftig mit du Bruel, und als wir im Wagen saßen — denn sie führte mich zu Florinen zurück — sagte sie ihm die kränkendsten Dinge.

„Nun, was giebt's denn?" fragte ich.

„Mein Lieber, sie schilt, daß ich Sie nach einem Fiacre habe herumlaufen lassen und nimmt davon Gelegenheit, von jetzt an eine Equipage haben zu wollen."

„Ich habe, als ich erste Tänzerin war, von meinen Beinen nie Gebrauch gemacht, als auf den Brettern.

Wenn Sie ein Herz haben, so werden Sie jährlich vier Stücke mehr erfinden, Sie werden darauf denken, daß sie gefallen müssen, wenn Sie bedenken, welche Bestimmung sie haben, und Ihre Frau wird nicht mehr im Kothe waten. Es ist eine Schande, daß ich darum bitten muß! Sie hätten die Leiden errathen müssen, die ich seit den sechs Jahren unserer Ehe ausgestanden habe!"

„Ich will es wohl, aber wir werden uns ruiniren."

„Wenn Sie Schulden machen, so werden sie von der Erbschaft meines Oheims bezahlt werden." — „Sie sind aber am Ende im Stande, mir die Schulden auf dem Halse zu lassen und die Erbschaft für sich zu behalten."

„Aha, so nehmen Sie die Sache! Ich sage Ihnen nichts mehr, solche Reden verschließen mir den Mund."

Augenblicklich ergoß sich du Bruel in Entschuldigungen und Liebesbetheuerungen; sie antwortete nicht; er ergriff ihre Hände, sie litt es; sie waren wie erstarrt, wie Todtenhände. Sie begreifen, Tullia spielte zum Bewundern die Rolle des Leichnams, welche die Frauen spielen, um zu beweisen, daß sie uns ihre Einwilligung in Alles verweigern, daß sie für uns ihre Seele, ihr Gemüth, ihr Leben unterdrücken und sich selbst für Lastthiere halten. Nichts trifft die Leute von Herz mehr; gleichwohl können sie dies Mittel nur bei denen anwenden, die sie anbeten.

„Glauben Sie," sprach sie zu mir mit der verächtlichsten Miene, „daß ein Graf solche Worte gesprochen, wenn er sie auch gedacht hätte? Zu meinem Unglücke bin ich mit Herzögen, Gesandten und großen Herren umgegangen, und kenne ihre Manieren. Wie unerträglich macht so etwas das bür-

gerliche Leben! Uebrigens ist auch ein Vaudevillist kein Rastignac, kein Réthoré."

Zwei Tage nachher traf ich du Bruel im Foyer der Oper, wir gingen ein wenig mit einander herum und die Rede kam auf Tullia.

„Nehmen Sie meine Thorheiten auf dem Boulevard nicht ernstlich; ich bin hitzig."

Zwei Winter hindurch war ich sehr oft bei du Bruel, und ich verfolgte aufmerksam Claudinens Kunstgriffe. Sie bekam eine glänzende Equipage und du Bruel warf sich auf die Politik; sie machte, daß er seine royalistischen Meinungen abschwor, er versöhnte sich mit der neuen Regierung und ward wieder in der Administration angestellt, wo er ehemals gedient hatte; er mußte sich auf ihr Anstiften um die Stimmen der Nationalgarde bewerben, wurde zum Bataillonschef erwählt und zeigte sich bei einer Emeute so muthig, daß er die Rosette als Officier der Ehrenlegion bekam. Darauf wurde er zum Maitre-des-Requètes und Divisionschef ernannt.

Der Oheim Chaffaroux starb und hinterließ seiner Nichte vierzigtausend Franks Renten, ungefähr die Hälfte seines Vermögens. Du Bruel wurde nun zum Deputirten erwählt, vorher aber, um nicht der Reclection unterworfen zu werden, zum Staatsrath und Director ernannt. Er gab archäologische Abhandlungen, statistische Werke und zwei politische Brochuren heraus und dies wurde der Vorwand zu seiner Aufnahme in eine der gefälligen Akademien des Institutes. In diesem Momente ist er Commandeur des Ordens der Ehrenlegion, und hat sich bei den Intriguen der Kammer so gerührt, daß er zum Pair und Grafen ernannt

worden ist. Er wagt diesen Titel noch nicht zu führen, bloß seine Frau setzt auf ihre Karten: Die Gräfin du Bruel. Der ehemalige Vaudevillist hat den Leopoldsorden, den Isabellenorden, das St. Wlademir-Kreuz zweiter Klasse, den bairischen Civilverdienstorden, und trägt außer seinem großen Kreuze, alle diese kleinen Kreuze.

Vor drei Tagen ist Claudine in ihrer glänzenden bewappneten Equipage an la Palferine's Thür gekommen. Du Bruel ist der Sohn eines gegen das Ende der Regierung Ludwigs XIV. geadelten Pächters; sein Wappen ist von Chérin verfertigt, und die Grafenkrone nimmt sich, da es von allen kaiserlichen Lächerlichkeiten frei ist, recht gut aus.

Auf diese Weise hatte Claudine in dem Zeitraume von zwei Jahren die Bedingungen erfüllt, welche ihr das allerliebste Progamm des lustigen Palferine auferlegte. Vor einem Monate ging sie eines Tags die schlechte Treppe in dem Hôtel, wo ihr Geliebter wohnt, hinauf; angezogen wie eine echte Gräfin aus der Vorstadt Saint-Germain, klettert sie in ihrer Glorie in die Mansarde unsres Freundes.

Er siehet sie und spricht: „Ich weiß, daß Du Dich zum Pair hast ernennen lassen. Aber es ist zu spät, Claudine, Jedermann spricht von dem Kreuze des Süden, ich will es haben."

„Ich werde es Dir verschaffen," sagt sie.

La Palferine lacht darüber.

„Ich will," spricht er, „auf keinen Fall eine Frau zur Geliebten haben, die nichts weiß, die unwissend ist wie ein Hecht, und die solche Karpfensprünge macht, daß sie von den Coulissen der Oper an den Hof gehet; denn ich will Dich am Hofe sehen, Bürgerin."

„Was ist das Südkreuz?“ fragte sie mich mit zitternder, demüthiger Stimme.

Von Bewunderung für diese Unerschrockenheit echter Liebe ergriffen, die sich im wirklichen Leben, wie in den treuherzigsten Feenmährchen in Abgründe stürzt, um die sinkende Blume oder das Ei des Felsens zu erhaschen, erklärte ich ihr, daß das Kreuz des Süden ein Haufen Nebelsterne ist, welche die Form eines Kreuzes bilden, glänzender, wie die Milchstraße und nur in den südlichen Meeren und Regionen sichtbar.

„Nun,“ sprach sie zu ihm, „Karl, wir wollen dahinreisen!“

Trotz der Wildheit seines Charakters hatte la Palferine eine Thräne im Auge; aber welch ein Ton, welch ein Blick bei Claudinen! Ich habe in den außerordentlichsten Anstrengungen der größten Schauspieler nichts gefunden, was mit der Bewegung verglichen werden könnte, mit welcher Claudine, als sie seine, für sie so harten Augen von Thränen feucht sahe, vor la Palferine niederknieete und die Hände des Unbarmherzigen küßte. Er hob sie auf, nahm seine vornehme Miene an, die er die Rusticolimiene nennt, und sagte zu ihr: „Nun, mein Kind, ich werde etwas für Dich thun, ich werde Dich — in mein Testament setzen.“

„Nun,“ sprach ich am Schlusse zu Frau v. Rastignac, der ich diese, der strengsten Wahrheit getreue Geschichte erzählte, „ich fragte mich, ob du Bruel getäuscht ist. Es giebt gewiß nichts Komischeres, nichts Sonderbareres, als die Späße eines jungen, unbekümmerten Mannes zu sehen, der die Gesetze eines Hauswesens, einer Familie macht, daselbst seine geringsten Launen verwirklichen läßt und die wichtig-

sten Beschlüsse abbestellt. Der Umstand mit dem Diner ist, Sie begreifen es, bei tausend Gelegenheiten und in einer wichtigen Ordnung der Dinge wiederholt worden! Aber, ohne die Launen seiner Frau, würde du Bruel noch de Cursy sein, ein Vaudevillist unter fünfhundert Vaudevillisten, während er am Hofe...“

„Nennen Sie dies Avancement?“ antwortete sie lächelnd mitten unter tiefer Traurigkeit. Die niedliche Baronin hatte feuchte Augen und wischte sie mit den Spitzen ihres Schnupftuches ab.

„Was fehlt Ihnen?“

„Mein lieber Nathan,“ sprach sie mit einem bittern Lächeln; „ich kenne ein anderes Haus, wo der Mann geliebt wird, und wo die Frau du Bruel ist.“

Ich hatte vergessen, wie dies uns Leuten von Phantasie oft begegnet, daß nach einer funfzehnjährigen, ununterbrochenen Bekanntschaft, und nachdem sie, nach einem Ausdrucke der Bourgoin, ihren Schwiegersohn probirt hatte, die Baronin Delphina von Nucingen ihre Tochter mit Rastignac verheirathet hatte, daß die alte Banquiersfrau diesen Staatsmann gänzlich beherrschte, ohne daß er's merkte, und daß die junge Baronin von Rastignac endlich zuletzt erfuhr, was ganz Paris wußte.

„Sie wollen dies drucken lassen?“ sagte Nathan zu mir.“ — „Gewiß!“

„Und die Entwickelung?“

„Ich glaube nicht an die Entknotungen; man muß einige recht gute machen, um zu zeigen, daß die Kunst stär-

ker ist, als der Zufall; aber, mein Lieber, man lies't ein Buch nur der Details wegen mehrere Male."

„Aber es giebt hier eine Entknotung," sagte Nathan.

„Ei!"

„Die junge Baronin von Rastignac ist in Karl Eduard sterblich verliebt. Meine Erzählung hatte ihre Neugierde gereizt."

„Gut; aber la Palferine?"

„Er betet sie an!"

„Die Unglückliche!"

Ende des vierundzwanzigsten Bandes.

Im Verlage der G. Basseschen Buchhandlung in Quedlinburg ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands für beigesetzten Preis zu bekommen:

Leben Napoleon's.

Von Arnault. Aus dem Französischen übersetzt von Dr. F. H. Ungewitter. 4 Theile. Taschenformat. geh. Preis: 1 Thlr. 12 Gr.

Unter den über Napoleon seit mehreren Jahren erschienenen größeren und kleineren Schriften sucht man im Allgemeinen vergebens ein Werk, welches nicht bloß als ein abgeschlossenes Ganze dastehet, sondern vor allem auch reine Unparteilichkeit athmet. Das Bedürfniß nach einem solchen Werke ist in neuerer Zeit, wo man mit mehr Ruhe und minderer Leidenschaftlichkeit über den außerordentlichen Mann urtheilt, der so sehr unser Zeitalter bewegte, und als eins der merkwürdigsten Phänomene in der Geschichte dasteht, immer reger geworden. Nur ein mit der Zeit, mit dem Geiste der Revolution, der Regierung Napoleons genau vertrauter Franzose, der entweder Augenzeuge von den merkwürdigsten Ereignissen dieses fast dreißigjährigen Zeitraumes war, oder doch darüber aus den unmittelbarsten Quellen zu schöpfen vermochte, der den Ruhm nachempfindet, den der größte Feldherr Frankreichs den Waffen desselben, dem Lande selbst verlieh, aber auch zugleich die Wunden fühlt, die er seinem Vaterlande schlug, der endlich, gleich frei von Parteilichkeit, wie von der Sucht, nach Kleinlichkeiten, nach Nebendingen zu haschen, nur von Einem erhabenen Gesichtspunkte ausgehet, und vom Genius der Geschichte wahrhaft beseelt ist, ist im Stande, diesem Bedürfnisse abzuhelfen. Arnault — als einer der vorzüglichsten Schriftsteller Frankreichs längst anerkannt — ist ganz dieser Mann — und damit ist Alles zum Ruhme seines Meisterwerks gesagt. — Was die Verdeutschung betrifft, so hat der Herr Uebersetzer allen in dieser Hinsicht an ihn zu machenden Forderungen im vollen Maße Genüge geleistet, und mit einem bewundernswürdigen Takt in der Uebertragung das Original uns unverkürzt wiedergegeben.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Balzac, Honoré <<de>>,

H. de Balzac's sämmtliche Werke

Bd.: 24

Quedlinburg und Leipzig 1844

P.o.gall. 194 c-24/25

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10088095-8